# Memoiren eines Arztes.

## Roman

von

**Alexander Dumas.**

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

**Neunter Theil.**

Augsburg, 1848.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

## Einundachtzigstes Kapitel.

### Die Verschwörung wird wieder angeknüpft.

Während so der König, um Herrn von Choiseul recht zu beruhigen, und selbst seine Zeit nicht zu verlieren, der Jagd harrend, in Trianon spaziren ging, war Luciennes der Mittelpunkt einer Vereinigung bestürzter Verschwörer, die mit Flügelschwunge bei Madame Dubarry ankamen, wie die Vögel, welche das Pulver des Jägers gerochen haben. Jean und der Marschall von Richelieu waren die Ersten, welche, nachdem sie sich lange Zeit betrübt angeschaut hatten, ihren Ausflug nahmen. Die Uebrigen waren die gewöhnlichen Günstlinge, welche eine gewisse Ungnade der Choiseul herbeigelockt, und die Rückkehr zur Gunst erschreckt hatte, und, da sie den Minister nicht mehr unter ihren Händen fanden, um sich an ihn zu halten, maschinenmäßig nach Luciennes zurückkehrten, um zu sehen, ob der Baum noch fest genug sey, sich wie früher daran zu klammern. Madame Dubarry hielt, nach den Anstrengungen ihrer Diplomatie, und nach dem trügerischen Triumphe, der sie gekrönt hatte, Mittagsruhe, als Richelieu's Wagen mit dem Donner und der Schnelligkeit eines Orkans in ihren Hof fuhr. „Gebieterin Dubarry schläft,“ sagte Zamore, ohne sich stören zu lassen.

Jean schleuderte Zamore auf den Teppich hin mit einem derben Fußtritte, den er auf die breitesten Stickereien seines Gouverneurkleides versetzte. Zamore stieß durchdringende Schreie aus. Chon eilte herbei.

„Sie schlagen diesen Kleinen wieder, garstiger Bengel?“ sagte sie.

„Und auch Sie bringe ich um,“ erwiederte Jean mit flammenden Augen, „wenn Sie nicht auf der Stelle die Gräfin wecken.“

Aber es war nicht nöthig, die Gräfin zu wecken: bei Zamorens Geschrei, bei dem Grollen der Stimme Jean's, hatte sie ein Unglück geahnet, und eilte in einen Nachtmantel gehüllt herbei. „Was giebt's?“ fragte sie, erschrocken, als sie sah, daß Jean sich seiner ganzen Länge nach auf ein Sofa geworfen hatte, um die Wallungen seiner Galle zu beschwichtigen, und daß der Marschall ihr nicht einmal die Hand küßte.

„Was es giebt?“ sagte Jean; „parbleu! es giebt immer noch den Choiseul.“

„Wie!“

„Ja, mehr als jemals, tausend Donnerwetter!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Der Herr Graf Dubarry hat Recht,“ äußerte Richelieu; „es giebt mehr als jemals den Herrn Herzog von Choiseul.“

Die Gräfin zog aus ihrem Busen den kleinen Brief des Königs. „Und dieß?“ fragte sie lächelnd.

„Haben Sie recht gelesen, Gräfin?“ fragte der Marschall.

„Ich kann doch lesen, Herzog,“ antwortete Madame Dubarry.

„Ich zweifle nicht daran, Madame; wollen Sie erlauben, daß auch ich lese.“

„O! gerne; lesen Sie!“

Der Herzog nahm das Papier, entfaltete es langsam, und las: „Morgen werde ich dem Herrn von Choiseul für seine Dienste danken. Ich verpflichte mich ausdrücklich dazu.

„Ludwig.“

„Ist dieß klar?“ fragte die Gräfin.

„Vollkommen klar,“ versetzte der Marschall mit einem verdrießlichen Gesichte.

„Nun denn, was?“ sagte Jean.

„Nun denn, morgen werden wir den Sieg erhalten, es ist noch nichts verloren.“

„Wie? Morgen? Der König unterzeichnete ja gestern. Das „Morgen“ ist also heute.“

„Um Vergebung, Madame,“ erwiederte der Herzog; „da kein Datum dabei ist, so wird „Morgen“ immer der Tag seyn, der jenem folgen wird, an welchem Sie Herrn von Choiseul gestürzt sehen möchten. In der Straße de la Grange-Batelière, etwa hundert Schritte von meiner Wohnung, befindet sich eine Schenke, deren Schild die mit rothen Buchstaben geschriebenen Worte enthält: „„Hier borgt man morgen.““

„Morgen, das heißt niemals.“

„Der König hat seinen Spaß mit uns getrieben,“ sagte Jean wüthend.

„Das ist unmöglich,“ murmelte die Gräfin niedergedonnert, „unmöglich; ein solcher hinterlistiger Betrug ist unwürdig . . .“

„Ah! Madame, Seine Majestät sind sehr jovial," bemerkte Richelieu.

„Er wird es mir büßen, Herzog," fuhr die Gräfin mit einem Tone des Zornes fort.

„Im Grunde, Gräfin, darf man dem Könige nicht zürnen; man darf Seine Majestät nicht des Betruges oder der Spitzbüberei beschuldigen; nein, der König hat gehalten, was er versprach,"

„Gehen Sie doch," sagte Jean mit einer mehr als gemeinen Schulterwendung.

„Was versprach er?" rief die Gräfin; „dem Choiseul zu danken."

„Gerade dieß hat er gethan, Madame; ich habe Seine Majestät dem Herzoge ausdrücklich für seine Dienste danken hören. Das Wort hat einen doppelten Sinn; hören Sie also; in der Diplomatie nimmt Jeder jenen, der ihm lieber ist. Sie haben den Ihrigen gewählt, der König hat den seinigen gewählt. Auf diese Weise besteht nicht einmal mehr ein Streit über das Morgen. Nach Ihrer Ansicht sollte der König wirklich heute sein Versprechen halten; er hat es gehalten. Ich selbst hörte den Dank."

„Herzog, es ist jetzt keine Zeit, um zu scherzen, glaub' ich."

„Glauben Sie etwa, daß ich scherze, Gräfin? Fragen Sie den Grafen Jean."

„Nein, bei Gott! wir scherzen nicht; diesen Morgen ist Choiseul vom Könige umarmt, geliebkoset, gefeiert worden, und in diesem Augenblicke gehen Beide in den zwei Trianons Arm in Arm spaziren."

„Arm in Arm!“ wiederholte Chon, die in das Cabinet geschlichen war, und ihre weißen Arme wie ein neues Modell der verzweiflungsvollen Niobe emporhob.

„Ja, ich bin betrogen worden,“ äußerte die Gräfin; „aber wir werden schon sehen ... Chon, man muß vor Allem meine Jagdequipage abbestellen, ich werde nicht hingehen!“

„Gut!“ sagte Jean.

„Einen Augenblick!“ rief Richelieu aus, „keine Uebereilung, kein Schmollen! ... Ah! um Vergebung, Gräfin, ich erlaube mir, Ihnen zu rathen; um Vergebung.“

„Thun Sie es, Herzog, geniren Sie sich nicht. Ich glaube, daß ich den Verstand verliere. Sehen Sie, wie es geht: man will sich nicht mit Politik befassen, und so wie man sich darein mengt, wird man durch Eigenliebe völlig hineingezogen. Sie sagen also ...“

„Daß Schmollen heute nicht klug ist. Bedenken Sie, Gräfin, die Lage ist schwierig. Wenn der König entschieden den Choiseul zugethan ist, wenn er durch seine Dauphine auf sich einwirken läßt, wenn er die Lanze an Ihrem Visire zerbricht, so müssen Sie ...“

„Nun denn?“

„So müssen Sie noch liebenswürdiger werden, als Sie sind, Gräfin. Ich weiß wohl, daß dieß unmöglich ist; allein das Unmögliche wird die Nothwendigkeit unserer Lage: thun Sie also das Unmögliche.“

Die Gräfin sann nach.

„Denn,“ fuhr der Herzog fort, „im Falle der König die deutschen Sitten annehmen sollte ...“

„Wenn er tugendhaft werden sollte!“ rief Jean von Schrecken erfaßt aus.

„Wer weiß, Gräfin!“ äußerte Richelieu. „Die Neuheit ist eine so lockende Sache.“

„O! dieß glaube ich nicht,“ versetzte die Gräfin mit einem gewissen Zeichen von Ungläubigkeit.

„Man hat außerordentliche Dinge gesehen, Madame, und das Sprichwort vom Teufel, der ein Einsiedler wurde . . . Sie dürfen also nicht schmollen.“

„Ich darf nicht schmollen! Ich ersticke aber vor Zorn.“

„Ich glaub's wohl, pardieu! Ersticken Sie, Gräfin, aber so, daß es der König, Herr von Choiseul nämlich, nicht bemerkt; ersticken Sie für uns, athmen Sie für jene.“

„Und ich sollte auf die Jagd gehen?“

„Dieß wäre sehr klug.“

„Und Sie, Herzog?“

„O! ich . . . müßte ich der Jagd auf allen Vieren folgen, ich würde ihr folgen.“

„In meinem Wagen dann!“ rief die Gräfin aus, um das Gesicht zu sehen, das ihr Bundesgenoß machen würde.

„Gräfin,“ entgegnete der Herzog mit einer Ziererei, die seinen Aerger verbarg, „dieß ist eine so große Ehre . . .“

„Daß Sie sie ablehnen, nicht wahr?“

„Ich? Gott bewahre mich davor!“

„Geben Sie Acht, Sie werden sich bloßstellen.“

„Er gesteht es, er hat die Dreistigkeit, es zu gestehen,“ rief Madame Dubarry aus.

„Gräfin! Gräfin! Herr von Choiseul würde es mir nie verzeihen.“

„Stehen Sie denn bereits so gut mit Herrn von Choiseul?“

„Gräfin! Gräfin! ich würde mich mit der Frau Dauphine entzweien.“

„Ist es Ihnen lieber, wenn Jedes von uns den Krieg auf eigene Faust führt, oder den Erfolg zu theilen? Noch ist es Zeit dazu. Sie sind nicht bloßgestellt, und können sich noch von der Association zurückziehen.“

„Sie mißkennen mich, Gräfin,“ sagte der Herzog, ihr die Hand küssend. „Sahen Sie mich am Tage Ihrer Vorstellung unschlüssig, als es sich darum handelte, ein Kleid, einen Friseur, einen Wagen für Sie aufzutreiben? Wohlan! Ich werde heute mehr nicht unschlüssig seyn. O! ich bin muthiger, als Sie glauben, Gräfin.“

„Dann ist's beschlossene Sache. Wir werden Beide auf die Jagd gehen, und dieß wird mir ein Vorwand seyn, Niemand zu sehen, Niemand zu hören, und mit Niemanden zu sprechen.“

„Selbst nicht mit dem Könige?“

„Im Gegentheile, ich will ihm Liebkosungen sagen, die ihn zur Verzweiflung bringen werden.“

„Bravo, das ist Kriegsrecht.“

„Aber was thun Sie, Jean? Lassen Sie hören! Kriechen Sie ein wenig aus Ihren Polstern hervor, Sie vergraben sich ganz lebendig, mein Freund.“

„Wollen Sie wissen, was ich thue?“

„Ja doch, dieß wird uns vielleicht zu etwas nützen.“

„Nun denn, ich denke.“

„An was?“

„Ich denke, daß uns jetzt alle Spottliederdichter der Stadt und des Parlamentes nach allen möglichen Melodien bearbeiten; daß die **Nouvelles à la main** uns wie Pastetenfleisch zerschneiden; daß der **Gazetier cuirassé** in Ermangelung des Kürasses visirt; daß das **Journal des Observateurs** uns bis in das Mark der Knochen beobachtet; endlich, daß wir morgen in einem Zustande seyn werden, welcher Mitleiden erregt, selbst bei einem Choiseul.“

„Und Sie schließen daraus?“ fragte der Herzog.

„Ich schließe daraus, daß ich nach Paris eilen will, um ein wenig Scharpie und erklecklich viel Salbe zu kaufen, als Ueberschlag auf alle unsere Wunden. Geben Sie mir Geld, meine Liebe.“

„Wie viel?“ fragte die Gräfin.

„Das Mindeste sind zwei- oder dreihundert Louisd'or.“

„Sie sehen, Herzog,“ sagte die Gräfin, zu Richelieu sich wendend, „daß ich bereits die Kriegskosten bezahle.“

„So zieht man in's Feld, Gräfin; säen Sie heute, morgen werden Sie ernten.“

Die Gräfin zuckte mit einer unbeschreiblichen Bewegung die Achseln, stand auf, ging zu ihrem Arbeitstische, öffnete ihn, und nahm eine Handvoll Banknoten heraus, die sie ungezählt Jean einhändigte, der sie ebenfalls ungezählt mit einem schweren Seufzer in die Tasche steckte. Dann erhob und streckte sich Jean, drehte die Arme wie ein von Anstrengung erschöpfter Mensch, und machte drei Schritte im Zimmer. „Diese Leute da,“

sagte er, auf den Herzog und die Gräfin deutend, „werden sich auf der Jagd ergötzen, während ich nach Paris galoppire; sie werden hübsche Cavaliere und schöne Damen sehen, ich aber die häßlichen Gesichter der Federfuchser betrachten. Ich bin wahrhaftig der Haushund.“

„Glauben Sie ja, Herzog,“ äußerte die Gräfin, „daß er sich nicht im Geringsten von der Welt mit uns beschäftigen wird; er wird die Hälfte meiner Banknoten irgend einer liederlichen Dirne schenken, und den Rest in irgend einer Kneipe verspielen. Dieß wird er thun, und er jammert, der Taugenichts! Nun, packen Sie sich, Jean, Sie erregen mir Abscheu.“

Jean plünderte drei Naschdosen, die er in seine Taschen leerte, stahl auf dem Schaugestelle eine Chinesin, welche diamantene Augen hatte, und ging fort, indem er sich gewaltig breit machte, von den nervösen Aufschreien der Gräfin verfolgt.

„Welch' ein charmanter Junge,“ sagte Richelieu mit dem Tone, mit welchem ein Schmarotzer eines von jenen schrecklichen Kindern liebt, auf welche er ganz leise den Donnerkeil herabruft; „er ist Ihnen sehr theuer, nicht wahr, Gräfin?“

„Wie Sie sagen, Herzog, er hat seine Güte auf mich gestellt, und sie erträgt ihm jährlich drei- oder viermalhunderttausend Livres.“

Die Pendeluhr schlug.

„Halb ein Uhr, Gräfin,“ sagte der Herzog; „zum Glücke sind Sie beinahe angekleidet; zeigen Sie sich ein wenig Ihren Hofschranzen, die glauben möchten, es sey

eine Sonnenfinsterniß eingetreten, und steigen wir schnell in den Wagen; Sie wissen, welchen Weg die Jagd nimmt?"

„Dieß wurde gestern zwischen Seiner Majestät und mir verabredet: man wollte in den Wald von Marly gehen, und im Vorüberziehen mich abholen."

„O! ich bin vollkommen überzeugt, daß der König am Programme nichts wird geändert haben."

„Nun Ihren Plan, Herzog; denn die Reihe, ihn vorzulegen, ist an Ihnen."

„Madame, schon gestern schrieb ich meinem Neffen, der übrigens, wenn ich meinen Ahnungen hierwegen glaube, bereits unter Weges seyn muß."

„Herr von Aiguillon?"

„Es würde mich sehr wundern, wenn er sich nicht morgen mit meinem Briefe kreuzen, und nicht morgen oder längstens übermorgen hier seyn sollte."

„Und Sie zählen auf ihn?"

„Ei, Madame, er hat Ideen."

„Gleichviel wer; wir sind sehr krank; der König würde sogar nachgeben, allein er hat eine entsetzliche Furcht vor Geschäften."

„So, daß . . ."

„So, daß ich befürchte, daß er niemals einwilligen werde, Herrn von Choiseul zu opfern."

„Soll ich freimüthig mit Ihnen sprechen, Gräfin?"

„Gewiß."

„Wohlan, auch ich glaub's nicht. Der König wird tausend Auswege finden, gleich dem gestrigen. Seine Majestät besitzen so viel Geist! Sie, Ihrerseits,

Gräfin, werden es nicht riskiren, seine Liebe durch eine unbegreifliche Halsstarrigkeit zu verlieren."

Und diese Worte sprechend, schaute der Marschall Madame Dubarry starr an.

„Ei, das verdient Ueberlegung."

„Sie sehen wohl, Gräfin, daß Herr von Choiseul für eine Ewigkeit da ist; um ihn wegzubringen, wäre nichts Geringeres nöthig, als ein Wunder."

„Ja, ein Wunder," wiederholte Jeanne.

„Und leider wirken die Menschen keine Wunder mehr," versetzte der Herzog.

„O!" erwiederte Madame Dubarry, „ich kenne welche, die noch Wunder wirken."

„Sie kennen einen Menschen, der Wunder wirkt, Gräfin?"

„Meiner Treue, ja.

„Und Sie haben mir dieß nicht gesagt?"

„Ich denke erst jetzt daran, Herzog."

„Glauben Sie, daß dieser Schalk im Stande ist, uns aus dem Handel zu helfen?"

„Ich glaube, daß er Alles zu thun im Stande ist."

„O! o! und welches Wunder hat er gewirkt? Sagen Sie mir dieß ein wenig, Gräfin, damit ich nach dem Muster urtheile."

„Herzog," antwortete Madame Dubarry, indem sie sich Richelieu näherte, und unwillkürlich leiser sprach, „es ist ein Mann, der mir vor zehn Jahren auf dem Platze Ludwigs XV. begegnete, und mir sagte, daß ich Königin von Frankreich werden würde."

„Das ist wirklich wunderbar, und dieser Mann wäre

fähig, mir zu weissagen, daß ich als Premierminister sterben werde."

„Nicht wahr?"

„O! ich zweifle keinen Augenblick daran. — Wie heißt er?"

„Sein Name wird Sie nichts lehren."

„Wo ist er?"

„Ah! dieß weiß ich nicht."

„Hat er Ihnen seine Adresse nicht gegeben?"

„Nein. Er sollte selbst kommen, um seine Belohnung zu holen."

„Was versprachen Sie ihm?"

„Alles, was er von mir verlangen würde."

„Und er kam nicht?"

„Nein."

„Gräfin, dieß ist noch wunderbarer, als seine Weissagung. Gewiß, diesen Mann brauchen wir."

„Aber wie stellen wir es an?"

„Sein Name, Gräfin, sein Name?"

„Er hat zwei Namen."

„Verfahren wir nach der Reihe: der erste?"

„Graf von Phönix."

„Wie, jener Mann, den Sie mir am Tage Ihrer Vorstellung zeigten?"

„So ist's."

„Jener Preuße?"

„Jener Preuße."

„O! ich habe kein Vertrauen mehr. Alle Zauberer, die ich kannte, hatten Namen, die auf i oder o ausgingen."

„Das macht sich vortrefflich, Herzog; sein zweiter Name endiget nach Ihrem Wunsche.“

„Wie heißt er?“

„Joseph Balsamo.“

„Wüßten Sie denn kein Mittel, ihn wieder zu finden?“

„Ich will darüber nachdenken, Herzog. Ich glaube, daß ich Jemand weiß, der ihn kennt.“

„Gut. Aber beeilen Sie sich, Gräfin. Sehen Sie, es ist drei Viertel auf ein Uhr.“

„Ich bin bereit. Meinen Wagen!“

Zehn Minuten nachher saßen Madame Dubarry und der Herr Herzog von Richelieu nebeneinander im Wagen, der eilig von dannen fuhr, die Jagd aufzusuchen.

## Zweiundachtzigstes Kapitel.

### Die Jagd auf den Zauberer.

Eine lange Reihe von Wagen versperrte die Zugänge des Waldes von Marly, wo der König jagte. Dieß war, was man eine Nachmittagsjagd nannte. In der That machte Ludwig XV. in den letzten Zeiten seines Lebens weder mehr eine Bürsch-, noch eine Rennjagd mit. Er begnügte sich mit dem Zuschauen bei der Jagd. Jene von unsern Lesern, welche den Plutarch gelesen haben, werden sich vielleicht an jenen Koch des Marcus Antonius erinnern, der von Stunde zu Stunde ein Wildschwein an den Spieß steckte, damit unter den

fünf oder sechs bratenden Wildschweinen immer ein gerade für den Moment, da Marcus Antonius sich zu Tische setzen würde, gar gebratenes sich befinden sollte. Dieß geschah, weil Marcus Antonius in seiner Verwaltung von Kleinasien Geschäfte im Ueberflusse hatte: er sprach Recht, und da die Cicilier große Diebe sind, eine von Juvenal bestätigte Thatsache, so war Marcus Antonius sehr beschäftiget. Er hatte also immer fünf oder sechs am Spieße steckende Braten, für den Moment, da zufällig seine richterlichen Funktionen ihm die Zeit ließen, ein Stück zu essen. Nun aber war dieß der gleiche Fall bei Ludwig XV. Für die Nachmittagsjagden hatte er zwei oder drei, in Abständen von zwei oder drei Stunden aus ihrem Lager aufgejagte Hirsche, und wählte, je nach der Stimmung, worin er sich befand, ein nahes oder entferntes Hallali.*) An diesem Tage hatten Seine Majestät erklärt, daß sie bis vier Uhr jagen würden. Man hatte also seit Mittag einen Hirsch aufgejagt, der so lange zu laufen verhieß. Madame Dubarry hatte sich vorgenommen, eben so getreulich dem Könige zu folgen, wie der König sich gelobt hatte, dem Hirsche zu folgen. Aber der Jäger denkt's, und der Zufall lenkt's. Eine Fügung des Zufalles änderte dieses schöne Projekt der Madame Dubarry. Die Gräfin hatte an dem Zufalle einen Gegner gefunden, fast eben so launenhaft wie sie. Während die Gräfin, mit dem Herrn von Richelieu fortwährend von Politik sprechend, Seiner Maje=

---

*) Ein Jagdschrei, den man erhebt, wenn der Hirsch nicht mehr fort kann. D. Ü.

stät nacheilte, die ihrerseits dem Hirsche nacheilte, und der Herzog und sie Begrüßungen erwiederten, die sie unter Weges empfingen, erblickten sie plötzlich, etwa hundert Schritte weit von der Straße, eine armselige Kalesche, die ihre beiden Räder auf eine erbärmliche Weise himmelwärts kehrte, indessen von den beiden Rappen, welche sie hätten ziehen sollen, der Eine die Rinde einer Buche abnagte, der Andere das Moos abweidete, das sich zu seinen Füßen hindehnte. Die Pferde der Madame Dubarry, ein vom Könige ihr geschenktes prächtiges Gespann, hatten alle anderen Wagen, wie man heut zu Tage sagt, überholt, und waren zuerst jener zerbrochenen Kalesche gegenüber angekommen.

„Ei, ein Unglück!“ sagte die Gräfin ruhig.

„Meiner Treue, ja,“ äußerte der Herzog von Richelieu mit dem nämlichen Phlegma, denn am Hofe giebt man sich wenig mit Empfindelei ab, „meiner Treue, ja, die Kalesche ist in Stücken.“

„Ist's ein Todter, den ich dort unten auf dem Grase sehe?“ fragte die Gräfin. „Sehen Sie doch, Herzog.“

„Ich glaube nicht; es rührt sich.“

„Ist's ein Mann oder eine Frauensperson?“

„Ich weiß es nicht genau. Ich sehe sehr schlecht.“

„Da . . . es grüßt.“

„Dann ist's nicht todt.“

Und Richelieu lüftete auf Gerathewohl seinen Dreispitz. „Gräfin,“ sagte er, „mir dünkt . . .“

„Und mir auch . . .“

„Daß es Seine Eminenz der Prinz Ludwig ist.“

„Der Cardinal Rohan persönlich.“

„Was zum Teufel treibt er da?“ fragte der Herzog.

„Wir wollen es sehen,“ antwortete die Gräfin. „Champagne, zum zerbrochenen Wagen, schnell!“

Der Kutscher der Gräfin verließ alsogleich die Straße, und fuhr in die Waldungen hinein.

„Meiner Treue, ja, es ist Monseigneur der Cardinal,“ sagte Richelieu.

Wirklich war es Seine Eminenz, die sich in das Gras gelegt hatte, so lange bis irgend ein Bekannter vorüberkommen würde. Als er Dubarry auf sich zu kommen sah, stand er auf. „Unterthänigster Diener, Frau Gräfin,“ sagte er.

„Wie, Cardinal, Sie?“

„Ich selbst.“

„Zu Fuß?“

„Nein, sitzend.“

„Sollten Sie verwundet seyn?“

„Nicht im Mindesten von der Welt.“

„Und durch welchen Zufall in diesem Zustande?“

„Machen Sie keine Erwähnung davon, Madame; ich befehle dem Dummkopfe von Kutscher, einem Schurken, den ich aus England kommen ließ, durch den Wald den Weg abzuschneiden, um die Jagd einzuholen, und er nimmt eine so kurze Wendung, daß er mich umwirft, und zerbricht, indem er mich umwirft, meinen besten Wagen.“

„Beklagen Sie sich nicht, Cardinal,“ erwiederte die Gräfin; „ein französischer Kutscher hätte Ihnen den Hals gebrochen, oder allerwenigstens die Rippen eingeschlagen.“

„Das ist vielleicht wahr."

„Trösten Sie sich also."

„O! ich besitze Philosophie, Gräfin; nur bin ich zu warten genöthiget, und das ist höchst widrig."

„Wie, Prinz, zu warten! Ein Rohan sollte warten!"

„Er muß wohl."

„Meiner Treue, nein; ich würde lieber aus meinem Wagen steigen, als Sie da lassen."

„Sie beschämen mich wahrhaftig, Madame."

„Steigen Sie ein, Prinz, steigen Sie ein!"

„Nein, ich danke, Madame, ich warte auf Soubise, der bei der Jagd ist, und in einigen Augenblicken vorbeikommen wird."

„Wenn er aber eine andere Straße eingeschlagen hat?"

„Gleichviel."

„Monseigneur, ich bitte Sie darum?"

„Nein, ich danke."

„Aber warum denn?"

„Ich will Sie nicht geniren."

„Cardinal, wenn Sie sich weigern, einzusteigen, so lasse ich einen Lakeien hinter mir gehen, und ziehe wie eine Dryade durch den Wald."

Der Cardinal lächelte, und entschloß sich, in Erwägung, daß ein längerer Widerstand von der Gräfin übel gedeutet werden könnte, in den Wagen zu steigen. Der Herzog hatte bereits seinen Platz im Fonde abgetreten, und auf den Vordersitz sich begeben. Der Cardinal begann hinsichtlich dieser Ehrenbezeugung Umstände zu machen, aber der Herzog blieb unbeugsam. Die

Pferde der Gräfin hatten die verlorene Zeit bald wieder eingebracht.

„Um Vergebung, Monseigneur," sagte die Gräfin zum Cardinale, „Eure Eminenz hat sich also mit der Jagd wieder ausgesöhnt?"

„Wie so?"

„Ich frage, weil ich Sie zum erstenmal an dieser Unterhaltung Theil nehmen sehe."

„Nein, Gräfin. Ich war nach Versailles gekommen, um Seiner Majestät meine Ehrfurcht zu bezeigen, als ich erfuhr, daß Sie sich auf der Jagd befinden; ich wollte mit dem Könige in einer dringenden Angelegenheit sprechen; ich folgte ihm; aber wegen dieses verfluchten Kutschers verfehlte ich nicht nur das Ohr des Königs, sondern auch mein Rendez-vous in der Stadt."

„Sehen Sie, Madame," äußerte der Herzog lachend, „Monseigneur legt Ihnen ein offenes Geständniß ab...; Monseigneur hat ein Rendez-vous."

„Das ich verfehlen werde, ich wiederhole es Ihnen," versetzte die Eminenz.

„Verfehlt ein Rohan, ein Prinz, ein Cardinal, etwas?" fragte die Gräfin.

„Ja wohl," entgegnete der Prinz, „es müßte denn ein Wunder geschehen."

Der Herzog und die Gräfin schauten sich an; dieses Wort weckte eine neuerliche Erinnerung in ihnen.

„Meiner Treue, Prinz," sagte die Gräfin, „da Sie von Wunder sprechen, so muß ich Ihnen offenherzig gestehen, daß ich sehr froh bin, einen Kirchenfürsten zu treffen, um ihn zu fragen, ob er daran glaube."

„An was, Madame?“

„An Wunder, pardieu!“ antwortete der Herzog.

„Die heilige Schrift macht sie uns zu einem Glaubensartikel, Madame,“ versetzte der Cardinal, indem er eine gläubige Miene anzunehmen versuchte.

„O! ich spreche nicht von alten Wundern,“ erwiederte die Gräfin.

„Und von welchen Wundern sprechen Sie sonst, Madame?“

„Von modernen Wundern.“

„Diese, ich gesteh's, sind seltener,“ sagte der Cardinal. „Jedoch ...“

„Was jedoch?“

„Meiner Treue, ich sah Dinge, die, wenn nicht wunderbar, wenigstens sehr unglaublich waren.“

„Sie sahen solche Dinge, Prinz?“

„Auf meine Ehre.“

„Aber Sie wissen wohl, Madame,“ bemerkte Richelieu lachend, „daß Seine Eminenz in dem Rufe steht, in Verbindung mit Geistern zu seyn, was vielleicht nicht sehr orthodox ist.“

„Nein, aber was sehr bequem seyn muß,“ sagte die Gräfin. „Und was sahen Sie, Prinz?“

„Ich habe das Geheimniß beschworen.“

„O! O! dieß wird ernster.“

„Es ist so, Madame.“

„Aber wenn Sie das Geheimniß in Bezug auf die Zauberei beschworen haben, so haben Sie es vielleicht hinsichtlich des Zauberers nicht beschworen?“

„Nein.“

„Nun denn, Prinz, ich muß Ihnen sagen, daß wir, der Herzog und ich, uns auf den Weg gemacht haben, irgend einen Zauberer aufzutreiben.“

„Wirklich?“

„Auf Ehre.“

„Nehmen Sie den meinigen.“

„Ich verlange es nicht besser.“

„Er steht zu Ihren Diensten, Gräfin?“

„Und zu den meinigen auch, Prinz?“

„Und zu den Ihrigen auch, Herzog.“

„Wie heißt er?“

„Graf von Phönix.“

Madame Dubarry und der Herzog schauten sich erblassend an. „Das ist sonderbar,“ sagten sie zugleich.

„Kennen Sie ihn?“ fragte der Prinz.

„Nein. Und Sie halten ihn für einen Zauberer?“

„Eher zweimal als einmal.“

„Haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Gewiß.“

„Und Sie fanden ihn . . .?“

„Vortrefflich.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Bei . . .“ Der Cardinal zögerte. „Bei der Gelegenheit, da ich mir von ihm wahrsagen ließ.“

„Und er hat richtig errathen?“

„Das heißt, er hat mir Dinge aus der andern Welt erzählt.“

„Hat er keinen andern Namen, als den eines Grafen von Phönix?“

„Allerdings: ich hörte ihn auch nennen . . .“

„Sprechen Sie, Monseigneur,“ sagte die Gräfin ungeduldig.

„Joseph Balsamo, Madame.“

Die Gräfin faltete die Hände, indem sie Richelieu anschaute. Richelieu kratzte sich die Nasenspitze mit einem Blicke auf die Gräfin.

„Ist der Teufel recht schwarz?“ fragte Madame Dubarry plötzlich.

„Der Teufel, Gräfin? Ich sah ihn ja nicht.“

„Was sagen Sie denn da zu ihm, Gräfin?“ rief Richelieu aus. „Pardieu! eine saubere Gesellschaft für einen Cardinal.“

„Weissaget man Ihnen, ohne Ihnen den Teufel zu zeigen?“ fragte die Gräfin.

„O! allerdings,“ antwortete der Cardinal; „man zeigt den Teufel nur gemeinen Leuten; bei uns läßt man ihn weg.“

„Je nun, sagen Sie, was Sie wollen, Prinz,“ fuhr Madame Dubarry fort, „es steckt immer ein wenig Teufelei darunter.“

„Ei, ich glaub's.“

„Grüne Flammen, nicht wahr? Gespenster, höllische Casserollen, die abscheulich nach dem Anbrennen riechen.“

„Nein doch, nein doch; mein Zauberer hat vortreffliche Manieren; im Gegentheile, er ist ein sehr artiger Mann, und empfängt sehr gut.“

„Werden Sie sich nicht von diesem Zauberer Ihr Schicksal aus dem Gestirnstande Ihrer Geburtsstunde vorhersagen lassen, Gräfin?“ fragte Richelieu.

„Ich fühle eine außerordentliche Lust dazu, ich gesteh's.“

„Thun Sie es, Madame.“

„Aber wo geschieht dieß?“ fragte Madame Dubarry in der Hoffnung, daß der Cardinal ihr die Adresse geben würde, welche sie suchte.

„In einem schönen, sehr kokett möblirten Zimmer.“

Die Gräfin verhehlte mit Mühe ihre Ungeduld. „Gut,“ erwiederte sie; „aber das Haus?“

„Ein anständiges Haus, obgleich von seltsamer Bauart.“

Die Gräfin stampfte vor Aerger, so wenig verstanden zu werden. Richelieu kam ihr zu Hilfe. „Sehen Sie denn nicht, Monseigneur,“ sagte er, „daß Madame wüthend wird, noch nicht zu wissen, wo Ihr Zauberer wohnt?“

„Wo er wohne, haben Sie gefragt?“

„Ja.“

„Ah! sehr wohl,“ versetzte der Cardinal. „Ei, meiner Treue, warten Sie doch ... nein ... ja ... nein ... Im Marais, fast an der Ecke des Boulevard, Straße Saint-François, Saint-Anastase; nein. Jedenfalls ist's der Name eines Heiligen.“

„Aber wessen Heiligen? Sprechen Sie, der Sie dieselben alle kennen müssen.“

„Nein, meiner Treue, im Gegentheile; ich kenne sie sehr wenig,“ sagte der Cardinal; „aber warten Sie doch, mein Schlingel von Lakei muß es wissen.“

„Eben recht,“ versetzte der Herzog, „man ließ ihn hinten aufstehen. Haltet, Champagne, haltet!“

Und der Herzog zog an der Schnur, die mit dem kleinen Finger des Kutschers in Verbindung stand. Der

Kutscher hielt die schnaubenden Pferde rasch auf ihren nervigen Kniekehlen an.

„Olive,“ fragte der Cardinal, „bist Du da, Schlingel?“

„Ja, Monseigneur.“

„Wo bin ich denn eines Abends gewesen, im Marais, sehr ferne?“

Der Lakei hatte das Gespräch sehr gut gehört, aber er hütete sich wohl, unterrichtet zu scheinen.“

„Im Marais...“ äußerte er mit der Miene des Nachdenkens.

„Ja, in der Nähe des Boulevard.“

„An welchem Tage, Monseigneur?“

„Eines Tages, da ich von Saint=Denis zurückkehrte.“

„Von Saint=Denis?“ entgegnete Olive, um sich geltend zu machen, und eine natürliche Miene zu verschaffen.

„Ei ja, von Saint=Denis; der Wagen erwartete mich auf dem Boulevard, glaub' ich.“

„Sehr wohl, Monseigneur, sehr wohl,“ sagte Olive; „ein Mann warf sogar ein sehr schweres Packet in den Wagen; ich erinnere mich jetzt.“

„Das ist möglich,“ antwortete der Cardinal; „allein wer spricht mit Dir davon, Dummkopf?“

„Was wünschen Monseigneur?“

„Ich wünsche den Namen der Straße zu erfahren.“

„Straße Saint=Claude, Monseigneur.“

„Saint=Claude, so ist's!“ rief der Cardinal aus. „Ich hätte auf den Namen eines Heiligen gewettet.“

„Straße Saint=Claude!“ wiederholte die Gräfin,

mit einem so ausdrucksvollen Blicke auf Richelieu, daß der Marschall, noch immer besorgt, seine Geheimnisse ergründen zu lassen, vorzüglich da es sich um eine Verschwörung handelte, Madame Dubarry mit den Worten unterbrach: „Ei, Gräfin, der König."

„Wo?"

„Dort unten."

„Der König, der König!" rief die Gräfin aus; „links, Champagne, links, damit Seine Majestät uns nicht sehen."

„Und warum, Gräfin?" fragte der Cardinal bestürzt. „Im Gegentheile, ich glaubte, daß Sie mich zu Seiner Majestät führen würden."

„Ah! richtig, Sie haben Lust, den König zu sehen?"

„Ich komme nur deßhalb, Madame."

„Wohlan, man wird Sie zum Könige führen."

„Aber Sie?"

„Wir bleiben hier."

„Bedenken Sie aber, Gräfin . . ."

„Geniren Sie sich nicht, Prinz, ich bitte Sie inständig darum; Jeder hat sein Geschäft. Der König ist dort unten, bei jener Gruppe von Kastanienbäumen; Sie haben mit dem Könige zu thun; vortrefflich! Champagne!"

Champagne hielt rasch an.

„Champagne, lasset uns aussteigen, und fahret Seine Eminenz zum Könige."

„Wie! allein, Gräfin?"

„Sie verlangten das Ohr des Königs, Herr Cardinal?"

„Das ist wahr."

„Nun denn, Sie werden es vollständig bekommen.“

„Ah! Sie überhäufen mich mit Güte.“

Und der Prälat küßte der Madame Dubarry galant die Hand. „Aber wohin gehen Sie selbst, Madame?“ fragte er.

„Hier, unter die Eichen.“

„Der König wird Sie suchen.“

„Desto besser.“

„Er wird sehr besorgt seyn, Sie nicht zu sehen.“

„Und dieß wird ihn quälen; dieß wünsche ich.“

„Sie sind anbetungswürdig, Gräfin.“

„Gerade dieß sagt mir der König, wenn ich ihn gequält habe: Champagne, wenn Ihr Seine Eminenz werdet hingefahren haben, dann kehret im Galoppe zurück.“

„Ja, Frau Gräfin.“

„Adieu, Herzog!“ sagte der Cardinal.

„Auf Wiedersehen, Monseigneur!“ erwiederte der Herzog.

Und nachdem der Lakei den Kutschentritt herabgelassen hatte, stieg der Herzog mit der Gräfin aus, die wie eine dem Kloster Entsprungene schwebte, und der Wagen fuhr Seine Eminenz rasch zu dem Hügel, wo Seine allerchristlichste Majestät mit ihren schlechten Augen jene schlimme Gräfin suchte, die Jedermann gesehen hatte, ihn ausgenommen.

Madame Dubarry verlor keine Zeit. Sie nahm den Arm des Herzogs, und zog ihn in den Wald. „Wissen Sie,“ sagte sie, „daß Gott uns diesen lieben Cardinal gesendet hat?“

„Um sich einen Augenblick seiner zu entledigen, ich begreife dieß," antwortete der Herzog.

„Nein; um uns auf die Spur jenes Mannes zu führen."

„Wir besuchen ihn also?"

„Freilich. Nur . . ."

„Was, Gräfin?"

„Ich fürchte mich, ich gesteh's."

„Vor wem?"

„Nun, vor dem Zauberer. O! ich bin sehr leichtgläubig."

„Teufel!"

„Und Sie? Glauben Sie an Zauberer?"

„Ei, ich stelle es nicht in Abrede, Gräfin."

„Meine Geschichte von der Weissagung . . ."

„Ist eine Thatsache. — Und ich selbst . . ." sagte der alte Marschall, indem er sich das Ohr rieb.

„Nun denn, Sie?"

„Ich selbst habe einen gewissen Zauberer gekannt."

„Pah!"

„Der mir eines Tages einen sehr großen Dienst erwies."

„Welchen Dienst, Herzog?"

„Er hat mich auferweckt."

„Auferweckt! Sie?"

„Gewiß. Ich war todt, weiter nichts."

„Erzählen Sie mir dieß, Herzog."

„So verstecken wir uns."

„Herzog, Sie sind ein entsetzlicher Hasenfuß."

„Nein; ich bin vorsichtig, das ist Alles."

„Sind wir hier sicher?"

„Ich glaube."

„Nun denn, die Geschichte, die Geschichte!"

„Hören Sie. — Ich war in Wien. — Dieß war zur Zeit meiner Gesandtschaft. Ich erhielt Nachts, unter einer Straßenlaterne, einen tüchtigen Degenstich quer durch den Leib. Es war ein Ehemannsdegen, eine teuflisch ungesunde Sache. Ich stürzte zu Boden. Man hob mich auf; ich war todt."

„Wie? Sie waren todt?"

„Meiner Treue, ja; oder es fehlte nicht viel dazu. Da geht ein Zauberer vorüber, welcher fragt, wer der Mann sey, den man da forttrage. Man sagt ihm, daß ich es sey. Er läßt die Tragbahre halten; er gießt mir drei Tropfen von ich weiß nicht was auf die Wunde, drei weitere Tropfen auf die Lippen. Das Blut fließt nicht mehr, der Athem kehrt zurück, die Augen öffnen sich wieder, und ich bin geheilt."

„Das ist ein Wunder Gottes, Herzog."

„Gerade dieß erschreckt mich; im Gegentheile, ich glaube, daß es ein Wunder des Teufels ist."

„So ist's, Marschall. Gott hätte einen Taugenichts von Ihrem Schlage nicht gerettet: Ehre, dem Ehre gebührt. Und lebt Ihr Zauberer?"

„Ich zweifle daran, wofern er nicht das trinkbare Gold gefunden hat."

„Wie, Sie, Marschall; Sie glauben also an diese Mährchen?"

„Ich glaube an Alles."

„War er alt?"

„Methusalem in Person."

„Wie hieß er?"

„Ah! er hatte einen prächtigen griechischen Namen: Althotas."

„O! das ist ein schrecklicher Name, Marschall."

„Nicht wahr, Madame?"

„Herzog, da kommt der Wagen zurück."

„Vortrefflich."

„Sind wir entschlossen?"

„Meiner Treue, ja."

„Wir gehen nach Paris?"

„Nach Paris."

„Straße Saint=Claude?"

„Wenn Sie wollen... Aber der König, welcher wartet . . ."

„Dieß würde meinen Entschluß herbeiführen, wenn ich nicht bereits entschlossen wäre. Er hat mich gequält; die Reihe ist an Dir, wüthend zu werden, Frankreich!"

„Doch er wird Sie für entführt, für verloren halten."

„Um so mehr, da man mich bei Ihnen gesehen hat, Marschall."

„Sehen Sie, Gräfin, ich will ebenfalls freimüthig seyn: ich fürchte mich."

„Vor was?"

„Ich fürchte, daß Sie dieß Jemanden erzählen, und daß man sich über mich lustig machen möchte."

„Dann wird man sich über uns Beide lustig machen, weil ich mit Ihnen hingehe."

„Im Grunde, Gräfin, bestimmen Sie meinen Entschluß. Wenn Sie mich übrigens verrathen, so sag' ich ..."

„Was sagen Sie?“

„Daß Sie mit mir zu einem Tête=à=Tête gekommen sind.“

„Man wird Ihnen nicht glauben, Herzog.“

„Ei, ei, Gräfin, wenn Seine Majestät nicht da wären.“

„Champagne! Champagne! Hierher, hinter jenes Gebüsch, damit man uns nicht sieht. Germain, den Kutschenschlag! So recht! Jetzt nach Paris, Straße Saint=Claude, im Marais, blitzschnell!“

## Dreiundachtzigstes Kapitel.

### Der Kurier.

Es war sechs Uhr Abends. In jenem Zimmer in der Straße Saint=Claude, in welches wir unsere Leser bereits geführt haben, saß Balsamo neben der erwachten Lorenza, und suchte diesen gegen alle seine Bitten widerspänstigen Geist durch Ueberredung zu besänftigen. Aber die junge Frau schaute ihn über die Achsel an, wie Dido den reisefertigen Aeneas anschaute, sprach nur, um Vorwürfe zu machen, und streckte die Hand nur aus, um wegzustoßen. Sie beklagte sich, Gefangene, Sclavin zu seyn, und nicht mehr zu athmen, nicht mehr die Sonne zu sehen. Sie beneidete das Loos der ärmsten Geschöpfe, der Vögel, der Blumen. Sie nannte Balsamo ihren Tyrannen. Dann ging sie vom Vor=

wurfe zum Zorne über, zerriß in Fetzen die kostbaren Stoffe, welche ihr Gatte ihr geschenkt hatte, um durch Kokettierieflitter die Einsamkeit zu erheitern, die er ihr auferlegte. Balsamo seinerseits schaute sanft auf sie, und betrachtete sie mit Liebe. Man sah, daß dieses schwache und zornmüthige Wesen einen gewaltigen Platz in seinem Herzen, wenn nicht in seinem Leben einnahm. „Lorenza," sagte er zu ihr, „mein geliebtes Kind, warum zeigen Sie einen so feindseligen und widerspänstigen Geist? Warum leben Sie nicht mit mir, der ich Sie über allen Ausdruck liebe, wie eine sanfte und ergebene Gefährtin? Dann bliebe Ihnen kein Wunsch mehr übrig; dann würde es Ihnen frei stehen, in der Sonne zu erblühen, wie jene Blumen, von denen Sie eben erst sprachen, Ihre Schwingen auszubreiten, wie jene Vögel, deren Loos Sie beneiden; dann würden wir miteinander überall hingehen; dann würden Sie nicht nur jene Sonne wieder sehen, die Sie so sehr entzückt, sondern auch die künstlichen Sonnen der Menschen, jene Gesellschaften, welche die Frauenspersonen dieses Landes besuchen; Sie wären nach Ihrem Geschmacke glücklich, indem sie mich nach meiner Art glücklich machten. Warum wollen Sie dieses Glück nicht, Lorenza, das, mit Ihrer Schönheit, Ihrem Reichthume, den Neid so vieler Frauen erregen würde?"

„Weil Sie mir Abscheu einflößen," antwortete die stolze junge Frau.

Balsamo heftete auf Lorenza einen Blick des Zornes und zugleich des Mitleidens.

„Leben Sie demnach so, wie Sie zu leben sich ver=

urtheilen," sagte er, „und da Sie so stolz sind, so beklagen Sie sich nicht."

„Ich würde mich auch nicht beklagen, wenn Sie mich allein ließen; ich würde mich nicht beklagen, wenn Sie mich nicht zwingen wollten, mit Ihnen zu sprechen. Meiden Sie meine Gegenwart, oder sprechen Sie nichts mit mir, wenn Sie in meinen Kerker kommen, und ich werde es wie jene armen Vögel des Südens machen, die man im Käfige hält: sie sterben, aber singen nicht."

Balsamo machte eine Anstrengung der Selbstbeherrschung. „Nun, Lorenza," erwiederte er, „seyen Sie sanft, resignirt; lesen Sie doch einmal in meinem Herzen, in einem Herzen, das Sie über Alles liebt. Wollen Sie Bücher?"

„Nein."

„Warum? Bücher werden Sie zerstreuen."

„Ich will eine solche Langeweile bekommen, daß ich daran sterbe."

Balsamo lächelte, oder versuchte vielmehr zu lächeln. „Sie sind verrückt," sagte er; „Sie wissen wohl, daß Sie nicht sterben, so lange ich da seyn werde, Sie zu pflegen, Sie zu heilen, wenn Sie krank werden."

„O!" rief Lorenza aus, „Sie werden mich an dem Tage nicht heilen, an welchem Sie mich an den Eisenstangen meines Fensters mit dieser Schärpe erhängt finden werden."

Balsamo schauderte.

„An dem Tage," fuhr sie erbittert fort, „an welchem ich dieses Messer werde geöffnet, und mir in das Herz gestossen haben."

Balsamo, bleich und mit einem eisigen Schweiße bedeckt, schaute Lorenza an, und versetzte mit einer drohenden Stimme: „Nein, Lorenza, Sie haben Recht; an jenem Tage werde ich Sie nicht heilen, ich werde Sie auferwecken.“

Lorenza stieß einen Schreckensschrei aus: sie fand keine Schranken für Balsamo's Macht, sie glaubte an seine Drohung. Balsamo war gerettet.

Während sie sich in diese neue Ursache ihrer Verzweiflung versenkte, die sie nicht vorhergesehen, und ihre wankende Vernunft in einen unüberschreitbaren Kreis von Qualen sich gebannt sah, tönte die von Fritz in Bewegung gesetzte meldende Klingel zu Balsamo's Ohren. Sie tönte dreimal rasch und in gleichen Zügen.

„Ein Kurier!“ sagte er.

Nach einem kurzen Zwischenraume tönte die Klingel wieder. „Der Eile hat,“ fügte er bei.

„Ah!“ äußerte Lorenza, „Sie verlassen mich also!“

Er faßte die kalte Hand der jungen Frau. „Noch einmal,“ versetzte er, „und zum letztenmal, lassen Sie uns in gutem Einverständnisse leben, lassen Sie uns geschwisterlich leben, Lorenza; da uns das Schicksal an einander gebunden hat, so lassen Sie uns aus dem Schicksale einen Freund machen, und nicht einen Henker.“

Lorenza antwortete nicht. Ihr starrer und düsterer Blick schien im Unendlichen einen Gedanken zu suchen, der ihr ewig entschlüpfte, und den sie vielleicht nicht mehr fand, weil sie ihn zu eifrig suchte, wie es jenen begegnet, deren Augen zu eifrig nach dem Lichte strebten, nachdem sie in der Finsterniß gelebt hatten, und

welche die Sonne blind gemacht hat. Balsamo nahm ihre Hand, und küßte sie, ohne daß sie ein Lebenszeichen gab. Dann that er einen Schritt zu dem Kamine. In demselben Augenblicke erwachte Lorenza aus ihrer Erstarrung, und heftete gierig die Augen auf ihn. „Ja," murmelte er, „Du willst wissen, auf welche Art ich hinausgehe, um eines Tages auf dieselbe Weise hinauszugehen, um zu fliehen, wie Du mir drohtest, und deßhalb erwachest Du, deßhalb schauest Du mir nach."

Und mit seiner Hand über seine Stirne fahrend, wie wenn er selbst einen peinlichen Zwang sich auflegte, streckte er die nämliche Hand gegen die junge Frau aus, und sagte mit einem gebieterischen Tone, seinen Blick und seine Geberde ihr wie einen Pfeil gegen die Brust und die Augen schleudernd: „Schlafen Sie!"

Kaum war dieses Wort ausgesprochen, als Lorenza wie eine Blume auf ihrem Stengel zusammenbrach; ihr einen Augenblick wankender Kopf neigte sich, und stützte sich auf den Polster des Sofa's. Ihre Hände von matter Weiße glitten zu ihren Seiten hinab, und streiften ihr seidenzartes Kleid. Balsamo näherte sich, als er sie so schön sah, und drückte seine Lippen auf diese schöne Stirne. Dann erhellte sich Lorenza's ganze Physiognomie, wie wenn ein den Lippen der Liebe selbst entschwebter Hauch, von ihrer Stirne die Wolke weggeweht hätte, die sie umdüsterte. Bebend öffnete sich ihr Mund zur Hälfte, ihre Augen schwammen in wollüstigen Thränen, und sie seufzte, wie jene Engel seufzen mochten, die in den ersten Tagen der Schöpfung zu den

Menschenkindern in Liebe erglühten. Balsamo schaute sie einen Augenblick wie ein Mann an, der sich von seiner Betrachtung nicht losreißen kann; als dann die Klingel neuerdings tönte, eilte er zum Kamine, drückte eine Feder, und verschwand hinter den Blumen.

Fritz erwartete ihn im Salon mit einem Manne, der eine Kurierweste und gewaltige, mit langen Sporen versehene Stiefel trug. Die gemeine Physiognomie dieses Mannes verkündete einen Mann aus dem Volke, nur sein Auge verschloß einen Funken heiligen Feuers, den man durch eine, der seinigen überlegene Intelligenz, ihm mitgetheilt worden zu seyn hätte halten mögen. Seine linke Hand stützte sich auf eine kurze und knotige Peitsche, während seine rechte Hand Zeichen bildete, welche Balsamo nach einem raschen Betrachten erkannte, und auf die er, ebenfalls schweigend, damit antwortete, daß er seine Stirne mit dem Zeigefinger streifte. Die Hand des Postillions erhob sich alsogleich zur Brust desselben, wo sie ein neues Zeichen bildete, das ein Uneingeweihter nicht gekannt hätte, so sehr glich es der Geberde, die man macht, um einen Knopf zu befestigen. Auf dieses letztere Zeichen antwortete der Meister durch die Schaustellung eines Ringes, den er am Finger trug. Vor diesem furchtbaren Symbole beugte der Abgesandte ein Knie.

„Woher kommst Du?“ fragte Balsamo.

„Von Rouen, Meister.“

„Was thust Du?“

„Ich bin Kurier im Dienste der Frau von Grammont.“

„Wer hat Dich in ihren Dienst gebracht?"

„Der Wille des Großkopten."

„Welchen Befehl erhieltest Du, als Du in ihren Dienst tratest?"

„Kein Geheimniß vor dem Meister zu haben."

„Wohin gehst Du?"

„Nach Versailles."

„Was bringst Du hin?"

„Einen Brief."

„An wen?"

„An den Minister."

„Gieb ihn her."

Der Kurier reichte Balsamo einen Brief, den er so eben aus einer hinter seinem Rücken befestigten ledernen Tasche gezogen hatte. „Soll ich warten?" fragte er.

„Ja."

„Ich warte."

„Fritz! Der Deutsche erschien."

„Verbirg Sebastian in der Küchenstube."

„Ja, Meister."

„Er weiß meinen Namen," murmelte der Adept mit einem abergläubischen Schrecken.

„Er weiß Alles," erwiederte ihm Fritz, indem er ihn fortzog.

Balsamo blieb allein: er schaute das sehr reine und sehr tiefe Siegel dieses Briefes an, welches möglichst zu respektiren der flehende Blick des Kuriers ihm empfohlen zu haben schien. Dann ging er wieder langsam und sinnend nach Lorenza's Zimmer hinauf, und öffnete die Verbindungsthüre. Lorenza schlief noch immer, aber

durch die Unthätigkeit erschöpft, entnervt. Er faßte ihre Hand, die sie krampfhaft drückte, und legte auf ihr Herz den Brief des Kuriers, ganz versiegelt, wie er war. „Sehen Sie?“ fragte er sie.

„Ja, ich sehe,“ antwortete Lorenza.

„Was ist der Gegenstand, den ich in der Hand halte?“

„Ein Brief.“

„Können Sie ihn lesen?“

„Ich kann's.“

„So lesen Sie ihn.“

Nun sagte Lorenza, mit geschlossenen Augen, mit pochender Brust, Wort für Wort die folgenden Zeilen her, welche Balsamo der Reihe nach niederschrieb, wie sie dieselbe sprach.

„Lieber Bruder!

„Wie ich es vorhersah, wird meine Verbannung wenigstens zu etwas gut seyn. Ich besuchte diesen Morgen den Präsidenten von Rouen; er ist für uns, aber furchtsam. Ich habe ihn in Ihrem Namen gedrängt. Er entschließt sich endlich, und die Gegenvorstellungen seiner Gesellschaft werden vor Ablauf von acht Tagen in Versailles seyn. Ich reise unverzüglich nach Rennes, um Karadeul und la Chatolais ein wenig in Thätigkeit zu bringen, welche einschlafen.

„Unser Agent von Caudebec befand sich in Rouen. Ich sah ihn. England wird nicht auf dem Wege stehen bleiben; es bereitet eine derbe Eröffnung an das Cabinet von Versailles vor.

„X.... fragte mich, ob er sie produciren dürfe.

Ich ermächtigte ihn. Sie werden die jüngsten Pamphlete von Thévenot von Morande und von Delille gegen die Dubarry erhalten. Dieß sind Petarden, die eine Stadt in die Luft sprengen könnten!

„Ein schlimmes Gerücht ist mir zu Ohren gekommen; man munkelte von Ungnade. Allein Sie haben mir noch nicht geschrieben, und ich lache darüber. Lassen Sie mich jedoch nicht im Zweifel, und antworten Sie mir Kurier für Kurier. Ihre Botschaft wird mich in Caen treffen, wo ich einige von unsern Herren bearbeiten muß. Adieu! Ich küße Sie.

„Herzogin von Grammont."

Lorenza schwieg nach diesem Lesen.

„Sehen Sie sonst nichts?" fragte Balsamo.

„Ich sehe nichts."

„Keine Nachschrift?"

„Nein."

Balsamo, dessen Stirne sich aufgeheitert hatte, je länger er las, nahm den Brief der Herzogin von Lorenza wieder. „Eine seltsame Urkunde," äußerte er, „die man mir sehr theuer bezahlen würde. O! wie schreibt man solche Sachen!" rief er aus. „Ja, immer richten die Weiber die überlegenen Männer zu Grunde. Dieser Choiseul konnte durch keine Armee von Feinden, durch keine Welt von Intriguen gestürzt werden, und hier vernichtet ihn der Hauch eines Weibes, indem es ihm liebkoset. Ja, wir gehen Alle durch die Verrätherei oder die Schwäche der Weiber zu Grunde . . . Wenn wir ein Herz haben, und in diesem Herzen eine empfindsame Fiber, sind wir verloren."

Und diese Worte sprechend, schaute Balsamo mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit die von diesem Blicke erschütterte Lorenza an. „Ist's wahr, was ich denke?" fragte er sie.

„Nein, nein, es ist nicht wahr!" antwortete sie eifrig. „Du siehst wohl, daß ich Dich allzu sehr liebe, um Dir zu schaden, wie alle jene Weiber ohne Vernunft und ohne Herz."

Balsamo ließ sich von den Armen der ihn Bezaubernden umschlingen. Plötzlich ertönte zweimal der Doppelklang von Fritzens Schelle.

„Zwei Besuche," sagte Balsamo.

Ein heftiger Zug an der Schelle vollendete Fritzens telegraphische Phrase.

„Wichtige!" fuhr der Meister fort.

Und aus Lorenza's Armen sich losmachend, entfernte er sich aus dem Gemache, die junge Frau noch immer entschlummert zurücklassend. Balsamo traf den Kurier auf seinem Wege; er erwartete die Befehle des Meisters. „Hier ist der Brief," sagte er.

„Was muß ich damit thun?"

„Ihn an seine Adresse abgeben."

„Ist dieß Alles?"

„Dieß ist Alles."

Der Adept schaute den Umschlag und das Siegel an, und da er sie eben so unverletzt sah, wie er sie gebracht hatte, bezeigte er seine Freude, und verschwand im Dunkel.

„Welch' ein Unglück, eine solche Urschrift nicht zu behalten," sagte Balsamo, und vorzüglich welch' ein Un=

glück, sie nicht durch sichere Hände in die Hände des Königs bringen zu können."

Jetzt erschien Fritz. „Wer ist da?" fragte er.

„Eine Frau und ein Mann."

„Sind Sie schon einmal hierher gekommen?"

„Nein."

„Kennst Du sie?"

„Nein."

„Ist die Frau jung?"

„Jung und hübsch."

„Der Mann?"

„Sechzig bis fünfundsechzig Jahre."

„Wo sind sie?"

„Im Salon."

Balsamo trat ein.

---

## Vierundachtzigstes Kapitel.

### Beschwörung.

Die Gräfin hatte ihr Gesicht mit einem dichten Schleier völlig verhüllt; da sie noch Zeit gefunden, in das Familienhôtel zu gehen, war sie als eine geringe Bürgerin gekleidet. Sie war im Fiakerwagen mit dem Marschalle gekommen, der, noch furchtsamer, ein graues Kleid trug, wie ein höherer Diener von vornehmem Hause.

„Herr Graf," fragte Madame Dubarry, „kennen Sie mich?"

„Sehr gut, Frau Gräfin."

Richelieu blieb weiter zurück.

„Wollen Sie gefälligst Platz nehmen, Madame, und auch Sie, mein Herr."

„Dieser Herr ist mein Intendant," sagte die Gräfin.

„Sie irren sich, Madame," versetzte Balsamo mit einer Verbeugung, „dieser Herr ist der Herr Marschall Herzog von Richelieu, den ich vortrefflich kenne, und der sehr undankbar wäre, wenn er mich nicht mehr kennen würde."

„Wie so?" fragte der Herzog, ganz außer Fassung gebracht, wie Tallemont sagen würde.

„Herr Herzog, man schuldet jenen ein wenig Dankbarkeit, denk' ich, die uns das Leben gerettet haben."

„Ah! ah! Herzog," sagte die Gräfin lachend; „hören Sie, Herzog?"

„Ei, Sie haben mir das Leben gerettet, Herr Graf?" sagte Richelieu erstaunt.

„Ja, Monseigneur, in Wien, im Jahre 1725, zur Zeit Ihrer Gesandtschaft."

„Im Jahre 1725! Damals waren Sie ja noch nicht geboren, mein lieber Herr."

Balsamo lächelte. „Mir dünkt, ich war schon geboren, Herr Herzog," versetzte er, „weil ich Sie sterbend, oder vielmehr todt, auf einer Tragbahre traf; Sie hatten eben erst einen tüchtigen Degenstich quer durch die Brust bekommen, was ich dadurch beweisen kann, daß ich Ihnen drei Tropfen von meinem Elixire

auf die Wunde goß ... hier, an der Stelle, wo Sie Ihre Kante von Alençon, die für einen Intendanten ein wenig kostbar ist, zerknittern."

„Aber Sie sind kaum dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt, Herr Graf," bemerkte der Marschall.

„Wo denken Sie hin," rief die Gräfin, laut lachend, „da stehen Sie vor dem Zauberer, — glauben Sie daran?"

„Ich bin bestürzt, Gräfin."

Der Herzog wendete sich von Neuem zu Balsamo, und fuhr fort: „Aber dann heißen Sie..."

„O! wir Zauberer, Herr Herzog, wechseln, wie Sie wissen, bei allen Menschenaltern den Namen..., und im Jahre 1725 waren die Namen in us, in os und in as in der Mode, und ich würde mich nicht verwundern, wenn mich zu jener Zeit die Laune befallen hätte, meinen Namen gegen irgend einen griechischen oder lateinischen Namen zu vertauschen. — Dieß vorausgeschickt. — Ich stehe Ihnen zu Befehl, Frau Gräfin, Ihnen zu Befehl, Herr Herzog..."

„Graf, wir kommen, Sie um Rath zu fragen, der Marschall und ich."

„Da erweisen Sie mir viel Ehre, Madame, vorzüglich wenn dieser Gedanke auf eine natürliche Weise in Ihnen entstanden ist."

„Auf die natürlichste Weise von der Welt, Graf; ich erinnere mich wieder an Ihre Weissagung, nur zweifle ich, ob sie sich verwirklicht."

„Zweifeln Sie niemals an dem, was die Wissenschaft sagt, Madame."

„O! O!“ äußerte Richelieu, „es handelt sich darum, daß unsere Krone sehr der Gefahr ausgesetzt ist, Graf. Es ist hier von keiner Wunde die Rede, die man mit drei Tropfen Elixir heilet.“

„Nein, aber von einem Meister, den man mit drei Worten stürzt . . .“ erwiederte Balsamo. „Wohlan: Hab' ich's errathen? Sprechen Sie!“

„Vollkommen,“ antwortete die Gräfin ganz zitternd. „In der That, Herzog, was sagen Sie zu allem dem?“

„O! staunen Sie nicht über etwas so Unbedeutendes, Madame,“ sagte Balsamo; „wer Madame Dubarry und Richelieu besorgt sieht, muß die Ursache ohne Zauberei errathen.“

„Daher werde ich Sie unendlich verehren,“ fügte der Marschall bei, „wenn Sie uns die Mittel angeben.“

„Gegen die Krankheit, die Sie haben?“

„Ja, wir haben den Choiseul.“

„Und Sie möchten gerne von ihm befreiet seyn?“

„Ja, großer Zauberer, so ist's.“

„Herr Graf, Sie werden uns nicht in der Verlegenheit lassen,“ äußerte die Gräfin; „es gilt Ihre Ehre.“

„Ich bin ganz bereit, Ihnen zu dienen, so gut ich es vermag, Madame; ich möchte jedoch wissen, ob der Herr Herzog, indem er hierher kam, nicht irgend eine zum voraus festgestellte Idee hatte.“

„Ich bekenne es, Herr Graf. — Meiner Treue, es ist charmant, einen Zauberer zu haben, den man Herr Graf nennen kann: dieß ändert Ihre Gewohnheiten nicht.“

Balsamo lächelte. „Nun," sagte er, „seyen Sie offen."

„Auf Ehre, ich verlange es nicht besser," versetzte der Herzog.

„Sie wollten mich wegen irgend einer Sache um Rath fragen."

„Das ist wahr."

„Ah! der Duckmäuser," sagte die Gräfin; „er sagte mir nichts davon."

„Ich kann dieß nur dem Herrn Grafen sagen, und noch dazu nur ganz geheim in's Ohr flüstern," entgegnete der Marschall.

„Warum?"

„Weil Sie bis in's Weiße der Augen erröthen würden, Gräfin."

„Ah! sprechen Sie, Marschall, Curiosität halber; ich bin geschminkt, man wird nichts davon sehen."

„Wohlan," erwiederte Richelieu, „so hören Sie, an was ich dachte. Nehmen Sie sich in Acht, Gräfin, ich setze mich über Alles hinweg."

„Thun Sie es, Herzog, ich bin's zufrieden."

„O! Sie werden mich sogleich schlagen, wenn ich sage, was ich sagen will."

„Sie sind nicht gewohnt, geschlagen zu werden, Herr Herzog," sagte Balsamo zu dem über dieses Compliment entzückten alten Marschalle.

„Wohlan denn," sagte er, „so hören Sie: möge es Madame nicht mißfallen, und Seine Majestät . . ., wie will ich mich ausdrücken?"

„Wie schrecklich langsam er ist!" rief die Gräfin aus.

„Sie wollen es also?“

„Ja doch, hundertmal ja.“

„Dann wag' ich es. Es ist traurig, so etwas zu sagen, Herr Graf; allein Seine Majestät sind nicht mehr ergötzbar. Dieses Wort ist nicht von mir, Gräfin, es ist von Frau von Maintenon.“

„Es liegt nichts hierin, was mich verletzet, Herzog,“ sagte Madame Dubarry.

„Desto besser, tausendmal, dann werde ich es leicht haben. Nun denn, der Herr Graf, welcher so köstliche Elixire erfindet, müßte . . .“

„Eines erfinden,“ unterbrach ihn Balsamo, „das dem Könige die Fähigkeit wieder gäbe, ergötzt zu werden.“

„So ist's.“

„Ei, Herr Herzog, das ist eine Kleinigkeit, das A B C des Handwerkers. Der nächste beste Charlatan wird einen Liebestrank zu Stande bringen.“

„Dessen gute Eigenschaft auf Rechnung des Verdienstes der Madame wird gestellt werden.“

„Herzog!“ rief die Gräfin aus.

„Ei, ich wußte es wohl, daß Sie sich ärgern würden, allein Sie wollten es.“

„Herr Herzog,“ bemerkte Balsamo, „Sie haben Recht gehabt: sehen Sie, die Frau Gräfin erröthet. Aber wir sagten es eben erst, es handelt sich hier weder um eine Wunde, noch um Liebe. Nicht mit einem Liebestranke werden Sie Frankreich von Herrn von Choiseul befreien. In der That, sollte auch der König Madame zehnmal mehr lieben, als er sie liebt, so ist's unmöglich.

Herr von Choiseul würde den blendenden Einfluß auf seinen Geist behalten, welchen Madame auf das Herz ausübet."

„Es ist wahr," sagte der Marschall. „Dieß wäre jedoch unser einziges Hilfsmittel."

„Glauben Sie?"

„Ei, finden Sie ein anderes auf."

„O! ich halte dieß für leicht."

„Leicht, hören Sie, Gräfin; diese Zauberer bezweifeln nichts."

„Warum zweifeln, wenn es sich lediglich darum handelt, dem Könige zu beweisen, daß Herr von Choiseul ihn verräth, — vom Gesichtspunkte des Königs aus, wohl verstanden, denn Herr von Choiseul glaubt nicht zu verrathen, indem er das thut, was er thut."

„Und was thut er?"

„Sie wissen es eben so gut, wie ich, Gräfin; er unterstützt die Empörung des Parlaments gegen die königliche Autorität."

„Gewiß; aber man müßte wissen, durch welches Mittel."

„Durch Agenten, die sie ermuthigen, indem sie ihnen Straflosigkeit verheißen."

„Wer sind diese Agenten? Dieß sollte man erfahren."

„Glauben Sie etwa, daß Frau von Grammont zu einem andern Zwecke abgereiset sey, als um die Feurigen zu exaltiren, und die Furchtsamen anzufeuern?"

„Gewiß ist sie zu keinem andern Zwecke abgereiset," rief die Gräfin aus.

„Ja, aber der König sieht in dieser Abreise bloß eine Verbannung.“

„Das ist wahr.“

„Wie kann man ihm beweisen, daß hinter dieser Abreise etwas Anderes stecke, als man durchblicken lassen will?“

„Indem man Frau von Grammont beschuldiget.“

„Ah! wenn es sich nur darum handeln würde, sie zu beschuldigen, Graf,“ sagte der Marschall.

„Leider handelt es sich darum, die Beschuldigung zu beweisen, glauben Sie, daß Herr von Choiseul Minister bliebe?“

„Gewiß nicht!“ versetzte die Gräfin.

„Es handelt sich also darum, eine Verrätherei des Herrn von Choiseul zu finden,“ fuhr Balsamo mit Zuversicht fort, „und sie klar, bestimmt darzuthun, und für Seine Majestät augenfällig.“

Der Marschall lehnte sich in seinem Armstuhle zurück und brach in ein lautes Gelächter aus. „Er ist charmant!“ rief er aus, „er zweifelt an nichts! Herrn von Choiseul auf frischer That der Verrätherei erwischen . . . weiter nichts . . . mehr braucht's nicht.“

Balsamo blieb unempfindsam, und wartete, bis des Marschalls Heiterkeitsanfall vollends vorüber war. „Nun,“ sagte dann Balsamo, „sprechen wir ernsthaft, und wiederholen wir das Ganze.“

„Meinetwegen.“

„Steht Herr von Choiseul nicht im Verdachte, die Rebellion des Parlamentes zu unterstützen?“

„Ganz richtig; aber der Beweis?“

„Ist man nicht der Meinung," fuhr Balsamo fort, „daß Herr von Choiseul einen Krieg mit England herbeiführe, um sich die Rolle eines unentbehrlichen Mannes zu bewahren?"

„Man glaubt es; aber der Beweis?"

„Ist endlich Herr von Choiseul nicht der erklärte Feind der Frau Gräfin hier, und sucht er nicht durch alle möglichen Mittel sie von dem Throne zu stürzen, den ich ihr verhieß?"

„Ah! dieß ist wohl wahr," antwortete die Gräfin; „man müßte es jedoch beweisen . . . O! dieß wenn ich könnte!"

„Was ist dazu nöthig? Eine Kleinigkeit."

Der Marschall begann ein unterdrücktes Kichern.

„Ja, eine Kleinigkeit," sagte er ironisch.

„Einen vertraulichen Brief, zum Beispiele," äußerte Balsamo.

„Weiter nichts . . . etwas Unbedeutendes!"

„Einen Brief der Frau von Grammont, nicht wahr, Herr Marschall?" fuhr der Graf fort.

„Zauberer, mein guter Zauberer, treiben Sie doch einen solchen auf!" rief Madame Dubarry aus. „Ich strebe schon fünf Jahre darnach; ich verwendete jährlich hunderttausend Livres dazu, und vermochte es nicht."

„Weil Sie sich nicht an mich wendeten, Madame," sagte Balsamo.

„Wie so?" fragte die Gräfin.

„Gewiß; wenn Sie sich an mich gewendet hätten..."

„Nun denn?"

„So würde ich Sie aus der Verlegenheit gezogen haben."

„Sie?"

„Ja, ich."

„Graf, ist es zu spät?"

Der Graf lächelte.

„Niemals."

„O! mein lieber Graf!" erwiederte Madame Dubarry, die Hände faltend.

„Sie wollen also einen Brief?"

„Ja."

„Von Frau von Grammont?"

„Wenn es möglich ist."

„Der den Herrn von Choiseul hinsichtlich der von mir bezeichneten drei Punkte compromittirt."

„Ich gäbe . . . eines von meinen Augen, um ihn zu sehen."

„O! Gräfin, dieß wäre zu theuer, um so mehr, als ich Ihnen diesen Brief . . ."

„Diesen Brief?"

„. . . Umsonst geben werde."

Und Balsamo zog ein vierfach zusammengelegtes Papier aus seiner Tasche.

„Was ist dieß?" fragte die Gräfin, das Papier mit den Augen verschlingend.

„Ja, was ist dieß?" fragte der Herzog.

„Der Brief, den Sie wünschen."

Und der Graf las in mitten der tiefesten Stille den beiden ganz verwunderten Zuhörern den Brief vor, welchen unsere Leser bereits kennen. Je weiter er las,

desto mehr sperrte die Gräfin die Augen auf, und begann die Fassung zu verlieren.

„Das ist eine Verläumdung, Teufel!“ murmelte Richelieu, als Balsamo fertig war, „nehmen wir uns in Acht!“

„Das ist die reine, einfache und buchstäbliche Abschrift eines Briefes der Frau Herzogin von Grammont, den ein diesen Morgen von Rouen abgefertigter Kurier, so eben dem Herrn von Choiseul nach Versailles bringt.“

„O! mein Gott!“ rief der Marschall aus, „sprechen Sie die Wahrheit, Herr Balsamo?“

„Ich spreche immer die Wahrheit, Herr Marschall.“

„Die Herzogin hätte einen solchen Brief geschrieben?“

„Ja, Herr Marschall.“

„Sie sollte diese Unvorsichtigkeit begangen haben?“

„Es ist unglaublich, ich gesteh's; aber es ist so.“

Der alte Herzog schaute die Gräfin an, welche die Kraft nicht mehr besaß, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen.“

„Nun denn,“ sagte sie endlich, „mir geht es, wie dem Herzoge, ich kann kaum glauben, verzeihen Sie mir, Herr Graf, daß Frau von Grammont, eine Frau von Verstand, ihre und ihres Bruders Stellung durch einen Brief von so argem Inhalte compromittirt habe... Uebrigens muß man einen solchen Brief gelesen haben, um ihn zu kennen.“

„Und wenn der Herr Graf,“ beeilte sich der Marschall zu sagen, „diesen Brief gelesen hätte, so würde er ihn behalten haben: er ist ein kostbarer Schatz.“

Balsamo schüttelte sachte den Kopf. „O! mein Herr," versetzte er, „dieses Mittel ist für jene gut, welche die Briefe erbrechen, um Geheimnisse zu erfahren . . ., und nicht für jene, die, wie ich, durch die Umschläge hindurch lesen . . . Pfui doch! . . . Welches Interesse hätte ich zudem, Herrn von Choiseul und Frau von Grammont zu Grunde zu richten? Sie kommen, mich um Rath zu fragen . . . als Freunde, vermuth' ich; ich antworte Ihnen ebenso. Sie wünschen, daß ich Ihnen einen Dienst leiste; ich leiste Ihnen denselben. Sie kommen nicht, denk' ich, mir den Preis meiner Consultation anzubieten, wie den Wahrsagern am Quai de la Ferraille?"

„O! Graf!" sagte Madame Dubarry.

„Wohlan, ich ertheile Ihnen einen Rath, und Sie scheinen mir ihn nicht zu verstehen. Sie eröffnen mir den Wunsch, Herrn von Choiseul zu stürzen, und suchen die Mittel dazu, ich nenne Ihnen eines; Sie billigen es, ich gebe es Ihnen in die Hand, Sie glauben nicht daran!"

„Weil . . . weil . . . Graf, hören Sie doch . . ."

„Der Brief existirt, sag' ich Ihnen, weil ich die Abschrift davon besitze."

„Wer hat Sie aber in Kenntniß gesetzt, Herr Graf?" rief Richelieu aus.

„Ah! das ist die große Frage . . . wer hat mich in Kenntniß gesetzt? In einer Minute wollen Sie eben so Ausführliches davon wissen, wie ich, der Arbeiter, der Gelehrte, der Adept, der dreitausend siebenhundert Jahre gelebt hat."

„O! o!“ erwiederte Richelieu entmuthiget, „Sie verderben mir die gute Meinung, die ich von Ihnen hegte, Graf.“

„Ich bitte Sie nicht, mir zu glauben, Herr Herzog, und nicht ich habe Sie auf der Jagd des Königs aufgesucht.“

„Herzog, er hat Recht,“ versetzte die Gräfin; „Herr von Balsamo, ich bitte Sie inständig, keine Ungeduld!“

„Nie wird derjenige ungeduldig, welcher Zeit hat, Madame.“

„Seyen Sie so gütig ... fügen Sie diese Gunstbezeigung zu allen jenen, die Sie mir bewiesen haben ... mir zu sagen, auf welche Art Sie zur Kunde dieser geheimen Papiere kamen?“

„Ich werde nicht zögern, Madame,“ antworte Balsamo so langsam, als suchte er Wort für Wort seine Antwort; „ich kam zu dieser Kunde durch eine Stimme.“

„Durch eine Stimme!“ riefen der Herzog und die Gräfin miteinander aus; „eine Stimme, die Ihnen Alles sagt?“

„Alles, was ich zu wissen wünsche, ja.“

„Eine Stimme sagte Ihnen, daß Frau von Grammont ihrem Bruder geschrieben hatte?“

„Ich wiederhole es Ihnen, Madame, daß mir dieß eine Stimme sagte.“

„Das ist wunderbar!“

„Aber Sie glauben nicht daran?“

„Wohlan, mein Graf,“ sagte der Herzog; „wie kann ich, nach Ihrer Meinung, an solche Dinge glauben?“

„Würden Sie aber daran glauben, wenn ich Ihnen

sagte, was eben jetzt der Kurier thut, der dem Herrn von Choiseul den Brief bringt?"

„Potztausend!" versetzte die Gräfin.

„Ich würde daran glauben," rief der Herzog aus, „wenn ich die Stimme hörte . . . Aber die Herren Schwarzkünstler oder Zauberer haben das Privilegium, daß sie allein das Uebernatürliche sehen und hören."

Balsamo heftete die Blicke auf Herrn von Richelieu mit einem sonderbaren Ausdrucke, der die Adern der Gräfin mit einem Schauder durchrieselte, und dem zweifelsüchtigen Egoisten, genannt Herzog von Richelieu, einen leichten Frost in den Nacken und in das Herz jagte.

„Ja," entgegnete er nach einem langen Schweigen, „allein seh' und höre ich die übernatürlichen Gegenstände und Wesen; aber wenn ich bei Leuten von Ihrem Range, von Ihrem Geiste, Herzog, und von Ihrer Schönheit, Gräfin, mich befinde, öffne ich meine Schätze, und theile . . . Fänden Sie ein großes Vergnügen daran, die geheimnißvolle Stimme zu hören, die mich in Kenntniß setzt?"

„Ja," erwiederte der Herzog, die Fäuste ballend, um nicht zu zittern.

„Ja," stammelte die Gräfin zitternd.

„Wohlan, Herr Herzog, wohlan, Frau Gräfin, Sie sollen sie hören. Welche Sprache wollen Sie daß sie spreche?"

„Französisch, wenn es Ihnen beliebt," sagte die Gräfin. . . . „Ich spreche keine andere Sprache, und eine andere würde mir zu viel Furcht einjagen."

„Und Sie, Herr Herzog?"

„Wie Madame . . . Französisch. Ich möchte gerne wiederholen, was der Teufel gesagt haben wird, und sehen, ob er gut erzogen ist, und die Sprache meines Freundes, des Herrn von Voltaire, gut spricht."

Balsamo ging mit auf die Brust gesenktem Kopfe zur Thüre, die in den kleinen Salon führte, welcher, wie man weiß, auf die Treppe ausmündete.

„Erlauben Sie," sagte er, „daß ich Sie einsperre, um Sie nicht all zu sehr der Gefahr auszusetzen."

Die Gräfin erblaßte, und näherte sich dem Herzoge, dessen Arm sie nahm.

Balsamo schritt, fast die Thüre der Treppe berührend, gegen jenen Punkt des Hauses vor, wo Lorenza sich befand, und sprach in arabischer Sprache mit lauter Stimme folgende Worte, die wir in eine verständliche Volkssprache übersetzen werden. „Meine Freundin! . . . hören Sie mich? . . . Wenn Sie mich hören, so ziehen Sie die Klingelschnur, und schellen Sie zweimal."

Balsamo harrete der Wirkung dieser Worte, den Herzog und die Gräfin anschauend, die um so mehr Ohren und Augen aufsperrten, als sie nicht verstehen konnten, was der Graf sagte. Die Schelle klang deutlich zweimal.

Die Gräfin prallte von ihrem Sofa auf, der Herzog trocknete sich die Stirne mit seinem Taschentuche.

„Da Sie mich hören," fuhr Balsamo in der nämlichen Sprache fort, „so drücken Sie den Marmorknopf welcher das rechte Auge des Löwen auf dem Schnitzwerke des Kamines bildet; die Platte wird sich öffnen; gehen Sie durch diese Platte, durchschreiten Sie mein

Zimmer, steigen Sie die Treppe herab, und kommen Sie in das Gemach, welches an dasjenige stößt, worin ich bin."

Einen Augenblick nachher verkündete Balsamo ein leises Geräusch, wie ein Fantomenflug, daß seine Befehle verstanden und vollzogen waren.

„Was ist dieß für eine Sprache, die cabbalistische?" fragte Richelieu, den Muthigen spielend.

„Ja, Herr Herzog, die zur Beschwörung übliche Mundart."

„Sie sagten, daß wir verstehen würden?"

„Ja, was die Stimme sagen würde; aber nicht, was ich sagen würde."

„Und der Teufel ist gekommen?"

„Wer sprach mit Ihnen vom Teufel, Herr Herzog?"

„Mir dünkt, daß man nur den Teufel beschwöre."

„Man kann Alles beschwören, was ein höherer Geist, ein übernatürliches Wesen ist."

„Und der höhere Geist, das übernatürliche Wesen . . ."

Balsamo streckte die Hand nach der Tapete aus, welche die Thüre des anstossenden Zimmers verschloß.

„. . . Steht in unmittelbarer Verbindung mit mir, Monseigneur."

„Ich fürchte mich," sagte die Gräfin; „und Sie, Herzog?"

„Meiner Treue, Gräfin, ich gestehe Ihnen, daß ich fast eben so gerne zu Mahon oder Philippsburg wäre."

„Frau Gräfin, und Sie, Herr Herzog, wollen Sie

gefälligst horchen, da Sie hören wollen," äußerte Balsamo mit ernstem Tone.

Und er wendete sich zur Thüre.

## Vierundachtzigstes Kapitel.

### Die Stimme.

Es trat ein Moment feierlicher Stille ein. Dann fragte Balsamo auf Französisch:

„Sind Sie da?"

„Ja," antwortete eine reine Silberstimme, die, durch Tapeten und Thürvorhänge dringend, zu den Ohren der Anwesenden mehr wie eine Metallglocke, als wie der Ton einer menschlichen Stimme klang.

„Alle Wetter! das wird interessant," sagte der Herzog, „und all das geschieht ohne Fackeln, ohne Magie, ohne bengalische Flammen."

„Es ist schrecklich," murmelte die Gräfin.

„Geben Sie auf meine Frage wohl Acht," fuhr Balsamo fort.

„Ich horche mit meinem ganzen Wesen."

„Sagen Sie mir zuvörderst, wie viele Personen in diesem Momente bei mir sind?"

„Zwei."

„Von welchem Geschlechte?"

„Ein Mann und eine Dame."

„Lesen Sie in meinem Gedanken den Namen des Mannes.“

„Der Herr Herzog von Richelieu.“

„Und jener der Dame?“

„Die Frau Gräfin Dubarry.“

„Ah! ah!“ murmelte der Herzog, „das ist sehr stark!“

„Ja wohl,“ murmelte die Gräfin zitternd, „ja wohl, so etwas sah ich nie.“

„Gut,“ sagte Balsamo; „lesen Sie jetzt die erste Phrase des Briefes, den ich in der Hand habe.“

Die Stimme gehorchte.

Die Gräfin und der Herzog schauten sich mit einem Erstaunen an, welches an Bewunderung zu grenzen begann.

„Was ist mit dem Briefe geschehen, den Sie mir in die Feder dictirten?“

„Er eilet.“

„In welcher Richtung?“

„Dem Occident zu.“

„Ist er weit weg?“

„O! ja, sehr weit, sehr weit.“

„Wer trägt ihn?“

„Ein Mann mit einer grünen Weste, einer ledernen Mütze und großen Stiefeln.“

„Ist er zu Fuß oder zu Pferde?“

„Er ist zu Pferde.“

„Was für ein Pferd reitet er?“

„Einen Schecken.“

„Wo sehen Sie den Reiter?“

Eine Pause des Schweigens trat ein.

„Schauen Sie!“ sagte Balsamo gebieterisch.

„Auf einer mit Bäumen bepflanzten Landstraße.“

„Aber auf welcher Straße?“

„Ich weiß es nicht; alle Straßen gleichen sich.“

„Wie! bezeichnet Ihnen nichts diese Straße, keine Wegsäule, keine Inschrift, nichts?“

„Warten Sie, warten Sie: ein Wagen fährt nahe bei diesem Reiter vorbei; er kreuzt ihn, indem er auf mich zu kommt.“

„Welche Art von Wagen?“

„Ein schwerer Wagen voll von Abbé's und Militärpersonen.“

Eine Patasche,“ murmelte Richelieu.

„Hat dieser Wagen keine Inschrift?“ fragte Balsamo.

„Allerdings,“ antwortete die Stimme.

„Lesen Sie!“

„Ich lese auf dem Wagen Versailles in gelben, fast verwischten Buchstaben.“

„Verlassen Sie diesen Wagen, und folgen Sie dem Kuriere!“

„Ich sehe ihn nicht mehr.“

„Warum sehen Sie ihn nicht mehr?“

„Weil die Straße eine Wendung macht.“

„Biegen Sie um die Ecke, und holen Sie ihn ein!“

„O! er reitet so schnell, als sein Pferd laufen kann; er sieht auf seine Uhr.“

„Was sehen Sie vor dem Pferde?“

„Einen langen Zugang, herrliche Gebäude, eine große Stadt.“

„Folgen Sie immer nach.“

„Ich folge ihm.“

„Nun denn?“

„Der Kurier treibt sein Pferd immer noch mit verdoppelten Peitschenhieben an; das Thier trieft vom Schweiße; seine Hufeisen donnern auf dem Pflaster, daß alle Vorüberziehenden sich umkehren. Ah! der Kurier reitet in eine lange Straße, welche abwärts führt. Er wendet sich rechts. Er mäßiget den Gang seines Pferdes. Er hält an dem Thore eines großen Hôtels.“

„Hier müssen Sie ihm aufmerksam folgen, hören Sie?“

Die Stimme seufzte.

„Sie sind ermüdet. Ich begreife dieß.“

„O! zerschlagen!“

„Ich will, daß diese Müdigkeit verschwinde.“

„Ah!“

„Nun denn?“

„Ich danke.“

„Sind Sie noch müde?“

„Nein.“

„Sehen Sie den Kurier noch immer?“

„Warten Sie; ja, ja; er geht über eine große steinerne Treppe hinauf. Vor ihm her geht ein Diener in Livrée, Blau und Gold. Er schreitet durch große Salons voll Vergoldungen. Er kommt zu einem erleuchteten Cabinete. Der Lakei öffnet die Thüre, und entfernt sich.

„Was sehen Sie?“

„Der Kurier verbeugt sich.“

„Vor wem verbeugt er sich?“

„Warten Sie. Er verbeugt sich vor einem Manne,

der an einem Schreibtische sitzt, und der Thüre den Rücken kehrt."

„Wie ist dieser Mann gekleidet?"

„O! stattlich geputzt, und wie zu einem Balle."

„Hat er irgend eine Decoration?"

„Er trägt ein großes blaues Band am Halse."

„Sein Gesicht?"

„Ich sehe es nicht . . . Ah!"

„Was?"

„Er kehrt sich um."

„Welche Physiognomie hat er?"

„Einen lebhaften Blick, unregelmäßige Züge, schöne Zähne."

„Wie alt?"

„Fünfundfünfzig bis achtundfünfzig Jahre."

„Der Herzog!" flüsterte die Gräfin dem Marschalle zu. „Es ist der Herzog."

Der Marschall machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches bedeutete: „Ja, er ist's . . . aber hören Sie."

„Weiter?" gebot Balsamo.

„Der Kurier übergiebt dem Manne mit dem blauen Bande . . ."

„Sie können ihn Herzog nennen: es ist ein Herzog."

„Der Kurier," fuhr die Stimme gehorchend fort, „übergiebt dem Herzoge einen Brief, den er aus einer ledernen Tasche zieht, die er auf seinem Rücken trug. Der Herzog hat ihn erbrochen, und liest ihn aufmerksam."

„Weiter?"

„Er nimmt eine Feder, ein Blatt Papier, und schreibt."

„Er schreibt!“ murmelte Richelieu. „Teufel! wenn man wissen könnte, was er schreibt, das wäre schön.“

„Sagen Sie mir, was er schreibt?“ befahl Balsamo.

„Ich kann nicht.“

„Weil Sie zu weit entfernt sind. Treten Sie in das Cabinet! Sind Sie darin?“

„Ja.“

„Neigen Sie sich über seine Schulter.“

„Ich hab's gethan.“

„Lesen Sie nun?“

„Die Schrift ist schlecht, fein, gekritzelt.“

„Lesen Sie, ich will es.“

Die Gräfin und Richelieu hielten ihren Athem zurück.

„Lesen Sie!“ wiederholte Balsamo mit einem noch gebieterischen Tone.

„Meine Schwester,“ sagte die Stimme zitternd und zögernd.

„Dieß ist die Antwort,“ murmelten der Herzog von Richelieu und die Gräfin miteinander.

„Meine Schwester,“ fuhr die Stimme fort, „beruhi„gen Sie sich: die Krisis hat Statt gefunden, das ist „wahr; sie war stark, das ist auch wahr; aber sie ist „vorübergegangen. Ich erwarte den nächsten Tag mit „Ungeduld, denn morgen gedenke ich die Offensive zu „ergreifen, und Alles bestärkt mich in der Hoffnung „eines entscheidenden Erfolges. Gut für das Parlament „von Rouen, gut für Mylord X . . . gut für die Pe„tarde. Morgen, nach meiner Arbeit mit dem Könige, „werde ich eine Nachschrift meinem Briefe beifügen, „und Ihnen denselben durch den nämlichen Kurier sendeu.“

Balsamo schien, die linke Hand ausgestreckt, der Stimme jedes Wort mühsam zu entreißen, während er mit der rechten Hand mit dem Bleistifte eilig jene Zeilen auf das Papier warf, die zu Versailles Herr von Choiseul in seinem Cabinete schrieb.

„Ist dieß Alles?“ fragte Balsamo.

„Es ist Alles.“

„Was thut jetzt der Herzog?“

„Er legt das Papier zweifach zusammen, auf welches er so eben geschrieben hat, dann wieder zweifach, und steckt es in das kleine rothe Portefeuille, das er aus seiner linken Rocktasche zieht.“

„Sie hören,“ sagte Balsamo zu der höchst erstaunten Gräfin.

„Und dann?“

„Dann entläßt er den Kurier, indem er mit ihm spricht.“

„Was sagt er zu ihm?“

„Ich hörte nur das Ende der Aeußerung.“

„Wie lautete sie?“

„Um ein Uhr am Gitter von Trianon.“ Der Kurier verbeugt und entfernt sich.“

„So ist's,“ sagte Richelieu, „er bestellt den Kurier zum Schlusse der Arbeit, wie er in seinem Briefe sagt.“

Balsamo winkte mit der Hand, um Schweigen zu gebieten.

„Was thut jetzt der Herzog?“ fragte er.

„Er steht auf. Er hält den Brief in der Hand, den man ihm zugestellt hat. Er geht gerade zu seinem Bette, tritt in den Bettgang, drückt eine Feder, welche

ein eisernes Kästchen öffnet. Er wirft den Brief hinein, und verschließt das Kästchen wieder."

„O!" riefen der Herzog und die Gräfin, ganz bleich, zugleich aus: „o! das ist wahrhaftig magisch."

„Wissen Sie Alles, was Sie zu wissen wünschten, Madame?" fragte Balsamo.

„Herr Graf," antwortete Dubarry, mit Schrecken sich ihm nähernd, „Sie haben mir so eben einen Dienst erwiesen, den ich mit zehn Jahren meines Lebens nicht bezahlen könnte, oder vielmehr niemals. Verlangen Sie von mir, was Sie wollen."

„O! Madame, Sie wissen, daß wir bereits in Rechnung stehen."

„Sagen Sie, sagen Sie, was Sie wünschen."

„Die Zeit ist nicht gekommen."

„Nun denn, wenn sie gekommen seyn wird, wär's auch eine Million . . ."

Balsamo lächelte.

„Ei, Gräfin," rief der Marschall aus, „es wäre eher an Ihnen, von dem Grafen eine Million zu verlangen. Entdeckt nicht der Mann, welcher weiß, was er weiß, und vorzüglich welcher sieht, was er sieht, das Gold und die Diamanten in den Eingeweiden der Erde, wie er den Gedanken im Herzen der Menschen entdeckt?"

„Dann, Graf," äußerte die Gräfin, „beuge ich mich in meiner Unvermögenheit."

„Nein, Gräfin, einst werden Sie sich Ihrer Schuld gegen mich entledigen. Ich werde Ihnen die Gelegenheit dazu verschaffen."

„Graf," sagte der Herzog zu Balsamo, „ich bin unterjocht, besiegt, vernichtet! Ich glaube."

„Wie der heilige Thomas geglaubt hat, nicht wahr, Herr Marschall? Dieß heißt man nicht Glauben, dieß heißt man Sehen."

„Nennen Sie die Sache, wie Sie wollen; doch ich leiste Ihnen öffentliche Abbitte, und wenn man künftig von Zauberern mit mir sprechen wird, wohlan, so werde ich wissen, was ich zu sagen habe."

Balsamo lächelte.

„Wollen Sie mir nun etwas erlauben, Madame?" sagte er zur Gräfin.

„Sprechen Sie!"

„Mein Geist ist ermüdet. Lassen Sie mir ihm durch eine magische Formel seine Freiheit wieder geben."

„Thun Sie es, mein Herr."

„Lorenza," sagte Balsamo auf Arabisch, „ich danke; ich liebe Dich; kehre in Dein Zimmer auf dem nämlichen Wege zurück, auf dem Du hergekommen bist, und harre meiner. Geh, meine Vielgeliebte!"

„Ich bin sehr ermüdet," antwortete die Stimme auf Italienisch, noch sanfter, als während der Beschwörung; „beeile Dich, Acharat!"

„Ich komme gleich."

Und man hörte den leichten Schritt mit dem nämlichen Anstreifen sich entfernen. Einige Minuten lang, während welcher er sich von dem Fortgehen Lorenza's überzeugte, verbeugte er sich tief, aber mit einer majestätischen Würde, vor den beiden Besuchern, die, Beide

bestürzt, Beide in eine Fluth stürmischer Gedanken versunken, welche sie durchwogte, mehr wie betrunkene Leute als mit Vernunft begabte Wesen wieder zu ihrem Fiaker gelangten.

## Fünfundachtzigstes Kapitel.

### Ungnade.

Am andern Tage schlug es eilf Uhr auf der großen Uhr zu Versailles, als König Ludwig **XV.**, aus seinen Gemächern tretend, durch die an sein Zimmer stoßende Gallerie schritt, und mit stolzer und kalter Stimme rief: „Herr von Brillière!"

Der König war bleich und schien aufgeregt; je mehr Mühe er sich gab, seinen Gemüthszustand zu verbergen, desto mehr brach er aus der Verlegenheit seines Blickes hervor, und aus der Spannung der gewöhnlich unempfindbaren Muskeln seines Antlitzes. Ein eisiges Schweigen trat alsogleich in den Reihen der Höflinge ein, unter denen man den Herrn Herzog von Richelieu und den Grafen Jean Dubarry bemerkte, Beide ruhig und Unkunde affectirend. Der Herzog de La Brillière näherte sich, und nahm aus den Händen des Königs einen Geheimbrief, den Seine Majestät ihm reichte.

„Ist der Herr Herzog von Choiseul in Versailles?" fragte der König.

„Sire, seit gestern; er ist um zwei Uhr Nachmittags von Paris zurückgekehrt."

„Ist er in seinem Hôtel, ist er im Schlosse?"

„Er ist im Schlosse, Sire."

„Gut," erwiederte der König; „bringen Sie ihm diesen Befehl, Herzog."

Ein langes Schaudern durchrieselte die Reihen der Zuschauer, die sich Alle flüsternd beugten, wie die Aehren bei dem Brausen des Sturmwindes. Der König kehrte, die Stirne runzelnd, wie um die Wirkung dieser Scene durch den Schrecken zu erhöhen, in sein Cabinet zurück, von seinem Capitaine des Gardes und dem Commandanten der leichten Reiter gefolgt. Alle Blicke folgten dem Herrn de La Brillière, der, selbst hinsichtlich des Ganges besorgt, den er machen sollte, langsam durch den Hof des Schlosses schritt, und in die Wohnung des Herrn von Choiseul sich begab. Inzwischen wurden alle Gespräche, drohende oder schüchterne, um den alten Marschall herum gehalten, welcher mehr als die Uebrigen den Erstaunten spielte, wodurch sich aber, Dank einem gewissen vornehmen Lächeln, Niemand täuschen ließ.

Herr de La Brillière kam zurück, und wurde alsogleich umzingelt.

„Nun denn?" sagte man zu ihm.

„Nun denn, es war ein Verbannungsbefehl."

„Ein Verbannungsbefehl?"

„Ja, in guter Form."

„Haben Sie ihn gelesen, Herzog?"

„Ich habe ihn gelesen."

„Gewiß?"

„Urtheilen Sie darüber."

Und der Herzog de La Brillière sprach die folgenden Worte, die er mit jenem gewaltigen Gedächtnisse sich gemerkt hatte, welches den Höflingen eigenthümlich ist:

Mein Vetter!

„Die Unzufriedenheit, welche mir Ihre Dienste verursachen, zwingt mich, Sie nach Chanteloup zu verbannen, wohin Sie sich in vierundzwanzig Stunden begeben werden. Ich hätte Sie an einen entfernteren Ort gesendet, würde ich nicht eine besondere Achtung für Frau von Choiseul hegen, an deren Gesundheit ich großen Antheil nehme. Hüten Sie sich, daß Ihr Betragen mich nicht dahin bringt, einen andern Entschluß zu fassen."

Ei langes Gemurmel lief durch die Gruppe, welche den Herrn Herzog de La Brillière umhüllte.

„Und was hat er Ihnen geantwortet, Herr von Saint-Florentin?" fragte Richelieu, indem er dem Herzoge weder seinen neuen Titel noch seinen neuen Namen zu geben affectirte.

Er antwortete mir: „Herr Herzog, ich bin von dem großen Vergnügen überzeugt, das Sie fühlen, mir dieses Schreiben zu überbringen."

„Dieß war hart, mein armer Herzog," sagte Jean.

„Was wollen Sie, Herr Graf? Es fällt Einem kein solcher Ziegelstein auf den Kopf, ohne daß man ein wenig schreit."

„Und was wird er thun, wissen Sie es?" fragte Richelieu.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er gehorchen."

„Hm!“ sagte der Marschall.

„Da kommt der Herzog!“ rief Jean aus, der in der Nähe des Fensters Schildwache stand.

„Er kommt hierher?“ fragte der Herzog de La Brillière.

„Ich sagte es Ihnen ja, Herr von Saint-Florentin.

„Er geht durch den Hof,“ fuhr Jean fort.

„Allein?“

„Ganz allein, sein Portefeuille unter dem Arme.“

„Ah! mein Gott!“ murmelte Richelieu, „wird die gestrige Scene wieder beginnen?“

„Machen Sie mir keine Erwähnung davon; es jagt mir einen Schauder ein,“ antwortete Jean. Er hatte noch nicht ausgeredet, als der Herzog von Choiseul, den Kopf stolz tragend, zuversichtlichen Blickes, am Eingange der Gallerie erschien, mit einem klaren und ruhigen Blicke alle seine Feinde niederschmetternd, oder jene, die sich im Falle der Ungnade als solche erklären würden. Niemand war, in Folge dessen, was so eben geschah, auf einen solchen Schritt gefaßt; Niemand widersetzte sich ihm also.

„Sind Sie überzeugt, gut gelesen zu haben, Herzog?“ fragte Jean.

„Parbleu!“

„Und er kommt nach einem solchen Schreiben wieder, wie jenes, dessen Inhalt Sie uns sagten?“

„Ich kenne mich nicht mehr aus, auf mein Ehrenwort!“

„Der König wird ihn in die Bastille stecken lassen.“

„Dieß wird ein furchtbarer Scandal seyn.“

„Ich möchte ihn fast bedauern.“

„Ah! sehen Sie, er geht zum Könige hinein. Das ist unerhört."

In der That ging der Herzog, ohne auf die Art von Widerstand zu achten, den ihm der Thürsteher mit verblüfftem Gesichte entgegenstellte, in das Kabinet des Königs, der bei seinem Anblicke in einen Ausruf des Erstaunens ausbrach. Der Herzog hielt seinen Geheimbrief in der Hand; er wies ihn dem Könige fast mit einem lächelnden Gesichte.

„Sire," sagte er, „wie Eure Majestät gestern die Güte hatten, mich davon in Kenntniß zu setzen, erhielt ich so eben erst einen neuen Brief."

„Ja, mein Herr," erwiederte der König.

„Und da Eure Majestät die Gnade hatten, mir gestern zu sagen, ich sollte nie einen Brief für ernstlich halten, der nicht durch das ausdrückliche Wort des Königs bestätiget wäre, so komme ich, um die Erklärung zu bitten."

„Sie wird kurz seyn, Herr Herzog," antwortete der König. „Heute ist der Brief giltig."

„Giltig!" sagte der Herzog, „ein für einen so ergebenen Diener so beleidigender Brief?"

„Ein ergebener Diener, mein Herr, läßt seinen Gebieter nicht eine lächerliche Rolle spielen."

„Sire," entgegnete der Minister stolz, „ich glaubte in der Nähe des Thrones geboren zu seyn, um die Majestät desselben zu begreifen."

„Mein Herr," sagte der König kalt, „ich will Sie nicht lange harren lassen. Sie haben gestern Abends im Cabinete Ihres Hôtels zu Versailles einen Kurier von Frau von Grammont erhalten."

„Das ist wahr, Sire."

„Er übergab Ihnen einen Brief."

„Ist es einem Bruder und einer Schwester verboten, zu correspondiren, Sire?"

„Warten Sie gefälligst, ich kenne den Inhalt dieses Briefes."

„O! Sire..."

„Hier ist er ... ich gab mir die Mühe, ihn eigenhändig abzuschreiben."

Und der König reichte dem Herzoge eine genaue Abschrift des empfangenen Briefes.

„Sire!"

„Läugnen Sie nicht, Herr Herzog, Sie haben diesen Brief in ein eisernes, in Ihrem Bettgange befindliches Kästchen eingeschlossen."

Der Herzog wurde blaß wie ein Gespenst.

„Das ist nicht Alles," fuhr der König unbarmherzig fort, „Sie haben der Frau von Grammont geantwortet. Auch von diesem Briefe kenne ich den Inhalt. Dieser Brief liegt hier in Ihrem Portefeuille, und harret, um fortgesendet zu werden, nur einer Nachschrift, die Sie beifügen wollen, wenn Sie von mir weggehen... Sie sehen, daß ich unterrichtet bin, nicht wahr?"

Der Herzog trocknete seine mit einem eisigen Schweiße bedeckte Stirne, verbeugte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, und verließ das Cabinet wankend, wie von einem Schlagflusse berührt. Ohne die frische Luft, die ihm in's Gesicht wehte, wäre er rückwärts zu Boden gestürzt. Allein er war ein Mann von mächtigem Willen. So wie er einmal in der Gallerie war, fand

er seine Kraft wieder, und stolz getragenen Hauptes durch das Spalier der Höflinge schreitend, kehrte er in seine Wohnung zurück, um verschiedene Papiere zu sammeln und zu verbrennen. Eine Viertelstunde später verließ er das Schloß in seinem Wagen. Die Ungnade des Herrn von Choiseul war ein Blitzstrahl, der Frankreich in Brand steckte. Die Parlamente, in der That durch die Toleranz des Ministers gestützt, proclamirten, daß der Staat so eben seine stärkste Säule verloren habe. Der Adel hielt zu ihm, als zu Einem von den Ihrigen. Die Geistlichkeit fühlte sich durch diesen Mann geschont, dessen persönliche Würde, oft bis zum Stolze übertrieben, seinen ministeriellen Verrichtungen ein Ansehen von Priesterthum verlieh. Die Partei der Encyclopädisten oder Philosophen, bereits sehr zahlreich, und vorzüglich sehr stark, weil sie aufgeklärte, unterrichtete und streitsüchtige Leute anwarb, erhob ein lautes Geschrei, als sie die Regierung den Händen des Ministers entschlüpfen sah, welcher Voltaire Weihrauch streute, die Encyclopädie pensionirte, und die Traditionen der Frau von Pompadour, des weiblichen Mäcen des Mercure und der Philosophie, bewahrte, indem er sie in einer Nützlichkeitsrichtung entwickelte. Das Volk hatte weit mehr Grund, als alle Mißvergnügten. Auch das Volk beklagte sich, und ohne gründlich zu untersuchen, berührte es aber, wie immer, die eigentliche Wahrheit, die lebendige Wunde. Herr von Choiseul war, vom allgemeinen Gesichtspunkte aus, ein schlechter Minister und ein schlechter Bürger, aber beziehungsweise ein Muster von Tugend, von Moral und Patriotismus. Wenn das Volk auf dem Lande

vor Hunger sterbend, von den Verschwendungen Seiner Majestät sprechen hörte, von den verderblichen Launen der Madame Dubarry, wenn man ihm unmittelbar Winke sendete, wie l' Homme aux quarante écus, oder Rathschläge wie le Contrat social, heimlich Mittheilungen, wie die Nouvelles à la main, und die Idées singulières d'un bon citoyen, dann erschrack das Volk, wieder in die unreinen Hände der Favoritin zu fallen, minder achtungswerth, als das Weib eines Kohlenbrenners, hatte Beauveau gesagt, und in die Hände der Günstlinge der Favoritin, und erstaunte, so vieler Leiden überdrüssig, die Zukunft schwärzer zu sehen, als die Vergangenheit gewesen war. Dieß geschah nicht, weil das Volk, welches Antipathien hatte, wohl markirte Sympathien hegte; es liebte die Parlamente nicht, weil die Parlamente, seine natürlichen Beschützer, es wegen müßiger Fragen des Vorsitzes oder selbstsüchtigen Interesses immer aufgegeben hatten; weil, durch den falschen Wiederschein der königlichen Allgewalt schlecht beleuchtet, diese Parlamente sich eingebildet hatten, eine Art von Aristocratie zwischen dem Adel und dem Volke zu seyn. Es liebte den Adel weder aus Instinkt, noch durch Erinnerung. Es fürchtete das Schwert eben so sehr, wie es die Kirche haßte. Nichts konnte es ohne die Entlassung des Herrn von Choiseul rühren; aber es hörte die Klagen des Adels, der Geistlichkeit, des Parlaments, und dieser Lärm, seinem Gemurmel beigefügt, machte ein Getöse, das es berauschte. Die Abweichung von dieser Gesin=

nung wurde Bedauern, und eine dem Namen des Herrn von Choiseul erworbene Quasipopularität. Ganz Paris, ... dieses Wort läßt sich hier durch einen Beweis rechtfertigen . . . begleitete bis zu den Thoren den nach Chanteloup reisenden Verbannten. Das Volk bildete bei dem Vorbeiziehen der Wagen eine Doppelreihe; die Parlamentsanhänger und Hofleute, die vom Herzoge nicht konnten empfangen werden, stellten ihre Equipagen quer vor dem Spaliere des Volkes auf, um ihn bei dem Vorbeifahren zu grüßen, und sein Lebewohl zu empfangen. Das ärgste Getümmel war an der Barrière d'Enfer, die der Weg nach Touraine ist. Dort war ein solches Zusammenströmen von Fußgängern, Reitern und Wagen, daß die Circulation dadurch einige Stunden lang unterbrochen wurde. Als es dem Herzoge gelang, durch die Barrière zu kommen, sah er sich von mehr als hundert Wagen begleitet, die ihn mit einer Art von Glorie umgaben. Beifallsrufe und Seufzer folgten ihm. Er besaß zu viel Geist und Kenntniß der Lage, um nicht zu begreifen, daß dieser ganze Lärm weniger ein Bedauern des Verlustes seiner Person sey, als eine Besorgniß vor den Unbekannten, die aus seinen Ruinen auftauchen würden. Eine Postchaise kam im Galoppe auf der überfüllten Straße an, und ohne eine heftige Anstrengung des Postillons, würden die staub- und schaumweißen Pferde in das Gespann des Herrn von Choiseul gerannt seyn. Ein Kopf neigte sich zu dieser Chaise heraus, wie auch Herr von Choiseul sich zu seinem Wagen heraus neigte. Herr von Aiguillon verbeugte sich tief vor dem gefallenen Minister, um

dessen Erbe er sich eifrig bewarb. Herr von Choiseul warf sich in den Wagen zurück; eine einzige Secunde hatte so eben die Lorbeeren seiner Niederlage vergiftet. Doch im nämlichen Momente, ohne Zweifel zur Vergütung, kreuzte ein Wagen mit dem Wagen Frankreichs, der, mit acht Pferden bespannt, auf der Verbindung der Straße von Sèvres nach Saint-Cloud passirte, und entweder aus Zufall oder wegen Versperrung nicht über die Landstraße fuhr, ebenfalls den Wagen des Herrn von Choiseul. Die Dauphine saß im Fond des Wagens mit ihrer Ehrendame der Frau von Noailles. Auf dem Vordersitze war Andrée von Taverney. Herr von Choiseul, roth vor Vergnügen und Ruhmsucht, neigte sich mit einer tiefen Verbeugung zum Kutschenschlage hinaus.

„Adieu, Madame," sagte er mit einer gebrochenen Stimme.

„Auf Wiedersehen, Herr von Choiseul," antwortete die Dauphine mit einem kaiserlichen Lächeln, und mit majestätischer Verachtung aller Etikette.

„Es lebe Herr von Choiseul!" rief eine enthusiastische Stimme nach diesen Worten der Dauphine.

Fräulein Andrée kehrte sich bei dem Klange dieser Stimme rasch um.

„Aufgeschaut! Aufgeschaut!" riefen die Bereiter der Prinzessin, indem sie Gilbert zwangen, der ganz blaß und ganz schaugierig war, sich die Gräben der Straße entlang zu reihen. Es war wirklich unser Held, der in einem philosophischen Enthusiasmus gerufen hatte: „Es lebe Herr von Choiseul!"

## Sechsundachtzigstes Kapitel.

### Der Herr Herzog von Aiguillon.

Man begegnete in Paris und auf dem Wege nach Chanteloup, eben so vielen grimmassirenden Mienen und rothen Augen, als man nach Luciennes fröhliche und anmuthig lächelnde Gesichter brachte. Dieß geschah, weil jetzt in Luciennes nicht mehr eine Sterbliche thronte, die Schönste und Anbetungswürdigste der Sterblichen, wie die Höflinge und Dichter sagten, sondern eine wahrhaftige Gottheit, welche Frankreich regierte. Daher wurde am Abende des Tages der Ungnade des Herrn von Choiseul, die Straße von den nämlichen Equipagen versperrt, die am Morgen hinter dem Wagen des verbannten Ministers nachgefahren waren; ferner sah man alle Anhänger des Kanzlers, der Verderbtheit und der Gunst, was ein imposantes Ehrengeleit bildete. Aber Madame Dubarry hatte ihre Polizei; Jean wußte, fast auf einen Baron, den Namen derjenigen, welche die letzte Blume auf die entseelten Choiseul geworfen hatten; er nannte der Gräfin diese Namen, und diese waren unerbittlich ausgeschlossen, während der Muth der Andern gegen die öffentliche Opposition durch das Gönnerin-Lächeln und die vollständige Anschauung der Gottheit des Tages belohnt wurde.

Nach der langen Reihe von Wagen und nach dem allgemeinen Andrange, fand der persönliche Empfang Statt. Richelieu, der Held des Tages, freilich ein geheimer und vorzüglich ein bescheidener Held, sah dem

Wirbel von Besuchern und Bittstellern vorüberziehen, und setzte sich auf den letzten Lehnstuhl im Boudoir. Gott weiß, wie man sich freute und beglückwünschte! — das Händedrücken, das leise erstickte Lachen, das enthusiastische Trippeln, schienen die gewöhnliche Sprache der Bewohner von Luciennes geworden zu seyn.

„Man muß gestehen," sagte die Gräfin, „daß der Graf von Balsamo oder von Phönix, wie Sie ihn nennen wollen, Marschall, der erste Mann unserer Zeit ist. Es wäre recht Schade, wenn man die Zauberer noch verbrennen würde."

„Ja, Gräfin, ja, er ist ein sehr großer Mann," erwiederte Richelieu.

„Und ein sehr schöner Mann... Dieser Mann gefällt mir sehr, Herzog..."

„Sie werden mich eifersüchtig machen," sagte Richelieu lachend, und zudem gedrängt, das Gespräch auf einen ernsteren, bestimmteren Stoff zu lenken, ... „der Herr Graf von Phönix wäre ein furchtbarer Polizeiminister."

„Ich dachte daran," erwiederte die Gräfin. „Es ist jedoch unmöglich."

„Warum, Gräfin?"

„Weil er seine Collegen unmöglich machen würde."

„Wie so?"

„Da er Alles weiß, alle ihre Spiele sieht..."

Richelieu wurde unter seiner Schminke roth.

„Gräfin," versetzte er, „ich wollte, wenn ich sein College wäre, daß er beständig in mein Spiel sähe, und Ihnen die Karten mittheilte, Sie würden immer

den Herzbauer auf den Knien vor der Dame, und zu den Füßen des Königs erblicken."

„Niemand besitzt mehr Geist, als Sie, mein lieber Herzog," entgegnete die Gräfin. „Doch sprechen wir ein wenig von unserm Ministerium... Ich glaubte, daß Sie Ihren Neffen müßten in Kenntniß gesetzt haben."

„Von Aiguillon? Er ist angekommen, Madame, und zwar unter Conjuncturen, die ein römischer Augur für die Besten von der Welt gehalten hätte: sein Wagen kreuzte jenen des abreisenden Herrn von Choiseul."

„Das ist in der That ein günstiges Zeichen," sagte die Gräfin... „Er wird also kommen?"

„Madame, ich sah ein, daß Herr von Aiguillon, sähe ihn Jedermann, und in einem Momente, wie dieser, in Luciennes, Anlaß zu allen Arten von Deutungen geben würde; ich bat ihn, im Dorfe unten zu bleiben, bis ich ihn, Ihren Befehlen gemäß, kommen lasse."

„Lassen Sie ihn also kommen, Marschall, und zwar unverzüglich, denn wir sind allein, oder doch beinahe."

„Um so lieber, da wir uns völlig verständiget haben, nicht wahr, Gräfin?"

„Ja, vollkommen, Herzog. Das Kriegsministerium ist Ihnen lieber, als jenes der Finanzen, nicht wahr? oder wünschen Sie das Marineministerium."

„Das Kriegsministerium ist mir lieber, Madame; in diesem Fache könnte ich die besten Dienste leisten."

„Das ist richtig. Ich werde also in diesem Sinne mit dem Könige sprechen. Sie hegen keine Antipathien?"

„Gegen wen?"

„Gegen jene von Ihren Collegen, welche Seine Majestät vorschlagen werden?"

„Ich bin der umgänglichste Mann von der Welt, Gräfin; aber Sie erlauben, daß ich meinem Neffen rufen lasse, da Sie ihm die Gunst gütig gewähren wollen, ihn zu empfangen."

Richelieu trat an's Fenster; die Scheidelichter der Dämmerung erhellten noch den Hof. Er gab einem seiner Lakeien ein Zeichen, der dieses Fenster belauerte, und auf dieses Zeichen davon eilte. Inzwischen begann man bei der Gräfin die Kerzen anzuzünden. Zehn Minuten nach der Entfernung des Lakeien, fuhr ein Wagen in den ersten Hof. Die Gräfin wendete rasch die Augen nach dem Fenster. Richelieu bemerkte die Bewegung, die ihm ein vortreffliches Vorzeichen für die Angelegenheiten des Herrn von Aiguillon, und folglich für die seinigen schien.

„Der Onkel gefällt ihr," sagte er bei sich, „sie findet Gefallen am Neffen; wir werden hier die Herren spielen."

Während er sich an diesen chimärischen Aufwallungen weidete, ließ sich vor der Thüre ein leises Geräusch vernehmen, und die Stimme des vertrauten Kammerdieners meldete den Herzog von Aiguillon.

Dieser war ein sehr schöner und sehr anmuthiger Seigneur, eben so prächtig als elegant angezogen, und, wohl verstanden, Herr von Aiguillon hatte das Alter der frischen Jugend überschritten, gehörte aber zu jenen Männern, die durch den Blick und den Willen bis zum hinfälligen Alter jung bleiben. Die Regierungssorgen

hatten keine Runzel auf seine Stirne geprägt, sondern nur die natürliche Falte vergrößert, die bei den Staatsmännern und bei den Dichtern das Asyl der großen Gedanken zu seyn scheint. Gerade und hoch hielt er seinen schönen Kopf voll Feinheit und Melancholie, wie wenn er wüßte, daß der Haß von zehn Millionen Menschen auf diesem Kopfe lastete, aber auch zu gleicher Zeit wie wenn er hätte beweisen wollen, daß diese Last seine Kraft nicht überwiege. Herr von Aiguillon besaß die schönsten Hände von der Welt, Hände, welche, selbst von Spitzen umwogt, weiß und zart scheinen. Man schätzte damals ein wohl gestaltetes Bein sehr; jenes des Herzogs war ein Muster von nerviger Eleganz und aristocratischer Form. Er vereinigte in sich die Anmuth des Dichters, die Würde des vornehmen Seigneur, die Gelenkigkeit und das Markige eines Musketiers. Für die Gräfin war er ein dreifaches Ideal: sie fand in einem einzigen Modelle drei Typen, welche diese schöne Sinnliche instinktmäßig lieben mußte.

In Folge einer merkwürdigen Sonderbarkeit, oder, besser zu sagen, in Folge einer Verkettung von durch die kluge Taktik des Herrn von Aiguillon combinirten Umständen, hatten sich diese beiden Helden des öffentlichen Tadels, die vornehme Buhlerin und der Höfling, noch nicht bei Hofe mit allen ihren Vorzügen von Angesicht zu Angesicht gesehen. Wirklich war Herr von Aiguillon seit drei Jahren in Bretagne, oder in seinem Cabinete sehr beschäftiget gewesen; er ließ sich am Hofe nicht häufig sehen, wohl wissend, daß eine günstige oder ungünstige Krisis kommen werde; daß es, im ersteren

Falle besser seyn würde, seinen ihm untergeordneten Beamten die Vortheile des Unbekannten zu bieten, im zweiten Falle . . . zu verschwinden, ohne allzu viele Spuren zurückzulassen, um später mit einem neuen Gesichte aus dem Abgrunde leicht auftauchen zu können. Noch ein anderer Grund überragte alle diese Berechnungen; er gehört in den Bereich des Romanes, und ist dennoch der beste.

Bevor Madame Dubarry Gräfin wurde, und allnächtlich mit ihren Lippen die Krone Frankreichs berührte, war sie ein hübsches, heiteres und angebetetes Wesen; sie war geliebt worden, ein Glück, auf welches sie niemals mehr rechnen durfte, seitdem sie gefürchtet war. Unter den jungen, reichen, mächtigen und schönen Männern, die Jeanne Vaubernier den Hof gemacht, unter allen Reimschmieden, die am Schlusse von zwei Versen die Worte: Lange*) und ange**) schmeichelnd gereimt hatten, war der Herr Herzog von Aiguillon ehemals einer von den in erster Reihe Figurirenden gewesen; aber sey's, daß der Herzog nicht drängte, oder daß Mademoiselle Lange nicht so leichtsinnig war, als ihre Verläumder behaupteten, oder endlich, und dieß wird keinem von beiden Theilen das Verdienst entziehen, daß die plötzliche Liebe des Königs die beiden Herzen trennte, welche bereit waren, sich zu verständigen, Herr von Aiguillon hatte Verse, Namensgedichte, Blumen=

*) Unter diesem Namen war sie früher bei der berüchtigten Gourdan.

**) Deutsch: Engel. D. Ü.

sträuße und Wohlgerüche wieder zu sich gesteckt; Mademoiselle Lange hatte ihre Thüre in der Straße des Petits-Champs geschlossen, der Herzog den Weg nach der Bretagne eingeschlagen, seine Seufzer erstickend, und Mademoiselle Lange alle die ihrigen in der Richtung von Versailles dem Herrn Barone von Gonesse, das heißt: dem Könige von Frankreich, gesendet. Daraus erfolgte, daß dieses plötzliche Verschwinden Madame Dubarry anfangs wenig beschäftigte, weil sie sich vor der Vergangenheit fürchtete, da sie aber in der Folge die schweigsame Haltung ihres ehemaligen Verehrers sah, war sie unruhig geworden, dann verwundert, und hatte, in ihrer guten Stellung zur Beurtheilung der Menschen, ihn für einen ächten Mann von Geist erachtet. Diese Unterscheidung war viel für die Gräfin, aber sie war nicht Alles, und der Moment sollte kommen, wo sie von Aiguillon für einen Mann von Herz halten würde. Man muß bemerken, daß die arme Mademoiselle Lange ihre Gründe hatte, die Vergangenheit zu fürchten. Ein Musketier, ehemals ein glücklicher Liebhaber derselben, wie er sagte, war einmal auf Besuch in Versailles, um von Mademoiselle Lange wieder einige von ihren früheren Gunstbezeigungen zu verlangen, und diese durch einen ganz königlichen Stolz sehr schnell erstickten Worte, wurden deßhalb nicht weniger von dem keuschen Echo des Palastes der Frau von Maintenon beschworen. Man hat gesehen, daß der Marschall in seinem ganzen Gespräche mit Madame Dubarry, das Kapitel einer Bekanntschaft seines Neffen mit Mademoiselle Lange nicht berührte. Dieses Schweigen von Seiten eines Mannes,

wie der alte Herzog, der so gewöhnt war, die bedenklichsten Dinge von der Welt zu sagen, hatte die Gräfin sehr überrascht, und, man muß es bekennen, sehr beunruhigt.

Sie erwartete also ungeduldig Herrn von Aiguillon, um endlich zu erfahren, wie sie daran sey, und ob der Marschall verschwiegen war, oder nichts wisse. Der Herzog trat ein. Ehrerbietig mit Ungezwungenheit, und hinreichend seiner selbst gewiß, um auf eine zwischen der Königin und der gewöhnlichen Hofdame vermittelnde Weise zu grüßen, gewann er auf einmal durch diese zartsinnige Abstufung eine Protektion, welche ganz geneigt war, das Gute vollkommen, und das Vollkommene vortrefflich zu finden. Herr von Aiguillon faßte sodann die Hand seines Onkels, welcher der Gräfin sich näherte, und mit seiner schmeichelnden Stimme zu ihr sagte: „Hier ist der Herr Herzog von Aiguillon, Madame; nicht meinen Neffen, sondern Einen Ihrer leidenschaftlichsten Diener hab' ich die Ehre, Ihnen vorzustellen."

Die Gräfin schaute bei diesem Worte den Herzog an, und zwar so, wie die Frauen schauen, nämlich mit Augen, denen nichts entgeht; sie sah nur zwei ehrerbietig gesenkte Stirnen, und zwei Gesichter, die nach der Begrüßung wieder ruhig und heiter aufblickten.

„Ich weiß," antwortete Madame Dubarry, „daß Sie den Herrn Herzog lieben, Marschall; Sie sind mein Freund. Ich werde diesen Herrn bitten, aus Ehrerbietung gegen seinen Onkel, in Allem dem ihm nachzuahmen, was sein Onkel für mich Angenehmes thun wird."

„Dieß ist das Benehmen, welches ich mir zum voraus vorgezeichnet habe, Madame," erwiederte der Herzog von Aiguillon mit einer neuen Verbeugung.

„Sie haben in der Bretagne viel ausgestanden?" sagte die Gräfin.

„Ja, Madame, und ich bin noch nicht zu Ende," versetzte von Aiguillon.

„Doch wohl, glaub' ich, mein Herr; übrigens ist hier Herr von Richelieu, der Ihnen kräftig beistehen wird."

Von Aiguillon schaute Richelieu wie mit Erstaunen an.

„Ah!" äußerte die Gräfin, „ich sehe, daß der Marschall noch nicht Zeit hatte, mit Ihnen zu sprechen; das ist ganz natürlich, Sie kommen von der Reise an. Wohlan, Sie müssen sich allerlei zu sagen haben; ich verlasse Sie, Marschall. Herr Herzog, Sie sind hier zu Hause."

Mit diesen Worten entfernte sich die Gräfin. Aber sie hatte einen Plan. Die Gräfin ging nicht weit weg. Hinter dem Boudoir befand sich ein großes Cabinet, worin der König oft, wenn er nach Luciennes kam, gerne mitten unter chinesischen Arbeiten aller Art saß. Dieses Cabinet war ihm lieber, als das Boudoir, weil man von diesem Cabinete aus Alles hörte, was man im anstossenden Zimmer sprach. Madame Dubarry war also versichert, von da aus das ganze Gespräch des Herzogs und seines Neffen zu hören; von da aus wollte sie sich eine unwiderrufliche Meinung von dem Letzteren bilden. Allein der Herzog ließ sich nicht überlisten; er kannte einen großen Theil der Geheimnisse jeder könig-

lichen oder ministeriellen Oertlichkeit. Horchen, während man sprach, war eines seiner Mittel, sprechen, während man horchte, war einer von seinen Kniffen. Er beschloß also, noch ganz vergnügt über die Art der Aufnahme des Herrn von Aiguillon durch Madame Dubarry, die Gunst bis an's Ende zu benützen, und der Favoritin, indem er scheinbar an ihre Abwesenheit glaubte, den ganzen Plan eines geheimen sehr mächtigen, mit Intriguen durchwebten Glückes zu bezeichnen, einen doppelten lockenden Köder, dem eine hübsche Frau, und vorzüglich eine Hofdame, fast niemals widersteht. Er ließ den Herzog Platz nehmen, und sagte zu ihm: „Sie sehen, Herzog, ich bin hier zu Hause."

„Ja, mein Herr, ich sehe es."

„Ich habe das Glück gehabt, die Gunst dieser charmanten Frau zu gewinnen, die man hier als Königin betrachtet, und die es thatsächlich ist."

Von Aiguillon verbeugte sich.

„Ich sage Ihnen, Herzog," fuhr Richelieu fort, „was ich Ihnen nicht so auf offener Strasse mittheilen konnte, daß Madame Dubarry mir ein Portefeuille versprach."

„Ah!" äußerte von Aiguillon, „das ist man ihnen wohl schuldig."

„Ich weiß nicht, ob man mir es schuldig ist, aber so viel ist richtig, daß ich es etwas spät erhalte; da ich jedoch gut versorgt seyn werde, will ich mich mit Ihnen beschäftigen, von Aiguillon."

„Ich danke, Herr Herzog, Sie sind ein guter Verwandter; ich habe mehr als einen Beweis davon."

„Haben Sie es auf nichts abgesehen, von Aiguillon?"

„Durchaus auf nichts, außer meinen Titel als Herzog und Pair nicht zu verlieren, wie die Parlamentsherren es verlangen."

„Aber Sie haben irgendwo Stützen?"

„Ich? Nicht eine einzige."

„Sie wären also ohne den gegenwärtigen Umstand gefallen?"

„Ganz und gar, Herr Herzog."

„Ah! Sie sprechen ja, wie ein Philosoph. Was Teufels auch, Du thust dieß, weil ich Dich anfahre, mein armer von Aiguillon, und weil ich mit Dir mehr als Minister spreche, denn als Onkel."

„Mein Onkel, Ihre Güte erfüllt mich mit Dankbarkeit."

„Du begreifst wohl, daß ich Dich von dort nur deßhalb so schnell kommen ließ, damit Du hier eine gute Rolle spielest . . . Nun, hast Du wohl bisweilen an jene gedacht, die Herr von Choiseul zehn Jahre lang spielte?"

„Ja, gewiß, sie war schön."

„Schön, verständigen wir uns, schön, als er mit Frau von Pompadour den König regierte, und die Verbannung der Jesuiten bewirkte; traurig, sehr traurig, als er sich wie ein Dummkopf mit Madame Dubarry entzweite, die hundert Pompadour aufwiegt, und sich in vierundzwanzig Stunden zur Thüre hinausweisen ließ."

„Du antwortest nicht?"

„Ich höre an, mein Herr, und sinne nach, wo Sie hinaus wollen."

„Du liebst jene erste Rolle Choiseul's, nicht wahr?"

„Gewiß."

„Wohlan, mein lieber Freund, ich beschloß, sie zu spielen."

Von Aiguillon wendete sich rasch zu seinem Onkel.

„Sprechen Sie ernstlich?" fragte er.

„Ja doch; warum nicht?"

„Sie werden der Geliebte der Madame Dubarry seyn?"

„Ah Teufel! Du gehst zu schnell; ich sehe jedoch, daß Du mich verstanden hast. Ja, Choiseul war sehr glücklich, er regierte den König, und regierte seine Geliebte; er liebte, sagt man, Frau von Pompadour . . . Im Grunde, warum nicht? . . . Wohlan, ich kann nicht der geliebte Liebhaber seyn, Dein kaltes Lächeln sagt es mir wohl; Du betrachtest mit Deinen jungen Augen meine runzelige Stirne, meine Sichelknie, und meine dürre Hand, welche schön war. Anstatt, als ich von Choiseul's Rolle sprach, zu sagen: ich werde sie spielen, hätte ich also sagen sollen: wir werden sie spielen."

„Mein Onkel!"

„Nein, ich kann von ihr nicht geliebt werden, ich weiß es; dennoch, . . . ich sage es Dir, und ohne Furcht, weil sie es nicht erfahren kann, . . . könnte ich diese Frau über Alles lieben . . .; allein!"

Von Aiguillon runzelte die Stirne.

„Allein? . . ." fragte er.

„Ich habe einen herrlichen Plan entworfen; diese Rolle, welche mein Alter mir unmöglich macht, werde ich abtreten."

„Ah! Ah!“ sagte von Aiguillon.

„Jemand von den Meinigen,“ äußerte Richelieu, „wird Madame Dubarry lieben. Parbleu! ein schönes Geschäft... eine vollendete Frau!“

Und Richelieu sprach lauter.

„Nicht Fronsac ist's, Du begreifst; ein elender Entarteter, ein Dummkopf, ein Niederträchtiger, ein Schurke, ein Schuft ... Nun, Herzog, wirst Du es seyn?“

„Ich?“ rief von Aiguillon aus; „sind Sie verrückt, mein Onkel?“

„Verrückt! Wie! Du liegst nicht bereits zu den Füßen desjenigen, der Dir diesen Rath ertheilt! Wie! Du zerschmilzest nicht vor Freude! Du brennest nicht vor Dankbarkeit! Wie! Du bist bei der Art, wie sie Dich empfangen, nicht schon außer Dir... rasend vor Liebe?... Ja, ja,“ rief der alte Marschall aus, „seit Alcibiades gab es nur einen Richelieu auf der Welt; es wird keinen mehr geben... ich sehe dieß wohl.“

„Mein Onkel,“ versetzte der Herzog mit einer Aufgeregtheit, die entweder erkünstelt, und in diesem Falle bewunderungswürdig gespielt war, oder wirklich, denn der Vorschlag war deutlich; „mein Onkel, ich begreife den ganzen Vortheil, welchen Sie aus der Lage schöpfen könnten, von der Sie mit mir sprechen; Sie würden mit der Autorität des Herrn von Choiseul regieren, und ich der Liebhaber seyn, der Ihnen diese Autorität verschafft; ja, der Plan ist des geistvollsten Mannes von Frankreich würdig, allein Sie haben dabei etwas vergessen.“

„Was denn? ...“ rief Richelieu mit Besorgniß aus. „Solltest Du Madame Dubarry nicht lieben?

Ist's dieß? . . . Thor, dreifacher Thor! Unglücklicher! Ist's dieß?"

„Ah! nein, dieß ist's nicht, mein Onkel," erwiederte von Aiguillon, wie wenn er gewußt hätte, daß keines von seinen Worten verloren gehen sollte; „Madame Dubarry, die ich kaum kenne, dünkte mir die schönste und reizendste Frau zu seyn; im Gegentheile, ich würde Madame Dubarry rasend lieben, ich würde sie zu viel lieben: darum handelt es sich nicht."

„Um was handelt es sich denn sonst?"

„Hören Sie, Herr Herzog; Madame Dubarry wird mich niemals lieben, und die erste Bedingung einer solchen Verbindung ist die Liebe; wie soll, nach Ihrer Meinung, die schöne Gräfin inmitten dieses glänzenden Hofes, von den Huldigungen einer an Reizen aller Art fruchtbaren Jugend umgeben, gerade denjenigen auszeichnen, der kein Verdienst besitzt, der bereits nicht mehr jung, und von Kummer gedrückt ist, jener, der sich vor allen Augen verbirgt, weil er fühlt, daß er bald verschwinden wird? — Mein Onkel, wenn ich Madame Dubarry zur Zeit meiner Jugend und Schönheit gekannt hätte, da die Damen noch Alles an mir liebten, was man an einem jungen Manne liebt, so würde sie vermocht haben, mich in ihrem Andenken zu behalten. Das ist viel; aber nichts, weder Vergangenheit, noch Gegenwart, noch Zukunft. Mein Onkel, ich muß auf diese Chimäre verzichten; allein Sie haben mir das Herz gebrochen, indem sie mir dieselbe so süß und so zauberisch schilderten."

Während dieser Tirade, mit einem Feuer gesprochen, welches Molé beneidet, Kain des Studiums würdig erachtet hätte, biß sich Richelieu auf die Lippen, indem er ganz leise bei sich sagte: „Hat dieser Schlingel errathen, daß die Gräfin uns behorcht? Alle Wetter! wie geschickt er ist! Er ist ein Meister. In diesem Falle nehmen wir uns in Acht!“

Richelieu hatte Recht, die Gräfin horchte, und jedes von den Worten von Aiguillon's war ihr tief in das Herz gedrungen; sie schlürfte in langen Zügen den Reiz dieses Geständnisses, sie freute sich über das auserlesene Zartgefühl desjenigen, der, selbst bei einem völlig Vertrauten, das Geheimniß der früheren Bekanntschaft nicht verrathen hatte, aus Furcht, auf ein vielleicht noch geliebtes Porträt einen Schatten zu werfen.

„Du nimmst also meinen Vorschlag nicht an?“ fragte Richelieu.

„O! nein, mein Onkel, was dieß betrifft; denn leider sehe ich ein, daß die Sache unmöglich ist.“

„Versuche es wenigstens, Unglücklicher!“

„Und wie?“

„Du gehörst zu den Unserigen . . .; Du wirst die Gräfin täglich sehen; gefalle ihr, morbleu!“

„Mit einem eigennützigen Zwecke? . . . nein, nein . . . wenn ich das Unglück hätte, ihr zu gefallen, bei diesem bitteren Gedanken würde ich an das Ende der Welt fliehen, denn ich würde mich vor mir selbst schämen.“

Richelieu kratzte sich wieder das Kinn.

„Die Sache ist abgethan,“ sagte er bei sich, „oder Aiguillon ist ein Dummkopf.“

Plötzlich hörte man ein Getöse in den Höfen, und einige Stimmen riefen: „Der König!“

„Teufel!“ rief Richelieu aus, „der König darf mich hier nicht sehen; ich fliehe.“

„Aber ich?“ fragte der Herzog.

„Bei Dir ist's etwas Anderes, Dich muß er sehen. Bleib . . . bleib . . ., und gib um Gottes willen nicht Alles verloren.“

Richelieu sprach's, und schlich über eine kleine Treppe davon, indem er zum Herzoge sagte: „Auf Morgen!“

---

## Siebenundachtzigstes Kapitel.

### Der Theil des Königs.

Allein geblieben, fühlte sich der Herzog von Aiguillon anfangs ziemlich verlegen; er hatte all das vollkommen begriffen, was ihm sein Onkel sagte, vollkommen begriffen, daß Madame Dubarry ihn behorchte, vollkommen begriffen endlich, daß es sich für einen Mann von Geist bei dieser Gelegenheit darum handle, ein Mann von Herz zu seyn, und allein die Partie zu zu spielen, zu welcher der Herzog sich einen Theilhaber zu schaffen suchte.

Die Ankunft des Königs unterbrach auf eine sehr glückliche Weise die Erklärung, die aus der ganz puritanischen Haltung des Herrn von Aiguillon nothwendig

hätte hervorgehen müssen. Der Marschall war nicht der Mann dazu, sich lange täuschen zu lassen, und vorzüglich war es nicht seine Sache, die Tugend eines Andern auf Kosten der seinigen, in einem übertriebenen Glanze zur Schau zu stellen. Aber von Aiguillon hatte, als er allein war, nachzudenken Zeit gefunden. Der König kam wirklich. Bereits hatten die Pagen die Thüre des Vorzimmers geöffnet, und Zamore sprang auf den Monarchen zu, und bat ihn um Bonbons, eine rührende Vertraulichkeit, welche Ludwig XV. in seinen Momenten finsterer Laune mit einem Nasenstüber oder einem Reiben der Ohren bezahlte, was dem jungen Afrikaner sehr unangenehm war. Der König begab sich in das Cabinet der chinesischen Arbeiten, und was von Aiguillon überzeugte, daß Madame Dubarry kein Wort von dem Gespräche mit seinem Onkel verloren hatte, war der Umstand, daß von Aiguillon die Unterredung des Königs mit der Gräfin, von den ersten Worten an, vollkommen hörte. Seine Majestät schien wie ein Mann ermüdet, der eine unermeßliche Last gehoben; Atlas war nach seinem Tagewerke weniger entkräftet, als er den Himmel zwölf Stunden lang auf seinen Schultern gehalten hatte. Ludwig XV. ließ sich von seinem Liebchen danken, Beifall spenden, liebkosen; er ließ sich den ganzen Rückprall der Entlassung des Herrn von Choiseul erzählen, und dieß ergötzte ihn sehr. Nun wagte Madame Dubarry, sich zu äußern. Es war günstiges Wetter für die Politik, und zudem fühlte sie sich muthig genug, einen von den vier Welttheilen von seiner Stelle zu rücken.

„Sire," sagte sie, „Sie haben zerstört, das ist gut; Sie haben eingerissen, das ist herrlich; aber jetzt handelt es sich darum, wieder aufzubauen."

„O! dieß ist geschehen," erwiederte der König nachlässig.

„Sie haben ein Ministerium?"

„Ja!"

„So ganz plötzlich, ohne zu athmen?"

„Da sieht man meine kopflosen Leute... O! Ihr Weiber! Dinget man nicht einen neuen Koch, wie Sie neulich sagten, bevor man seinen alten Koch fortschickt?"

„Sagen Sie es mir noch einmal, daß Sie das Cabinet zusammengesetzt haben."

Der König erhob sich von dem breiten Sofa, auf welches er sich mehr gelegt als gesetzt hatte, indem er die Schultern der schönen Gräfin als hauptsächlichen Polster benützte.

„Man sollte meinen, Jeanette," sagte er zu ihr, „wenn man Ihre Unruhe bemerkt, daß Sie mein Ministerium kennen, um es zu tadeln, und mir eines vorzuschlagen."

„Das ist aber so absurd eben nicht," sagte die Gräfin.

„Wirklich?... Sie haben ein Ministerium?"

„Sie haben wohl eines!" versetzte sie.

„O! ich, das ist mein Beruf, Gräfin. Rücken Sie doch ein wenig mit Ihren Candidaten heraus..."

„Nein! Sagen Sie mir die Ihrigen."

„Ich will wohl, um Ihnen das Beispiel zu geben."

„Zuvörderst zu der Marine, wo der liebe Herr von Praslin war?"

„Ah! etwas Neues, Gräfin; einen charmanten Mann, der nie das Meer gesehen hat.“

„Gehen Sie doch!“

„Auf Ehre! Das ist eine prächtige Erfindung. Ich will mich sehr populär machen, und man wird mich in den entferntesten Meeren krönen, im Bildnisse, versteht sich.“

„Aber wen, Sire? Wen denn?“

„Wetten wir, daß Sie es unter tausendmal nicht errathen?“

„Einen Mann, dessen Wahl Sie populär macht... Meiner Treue, nein.“

„Einen Mann des Parlaments, meine Liebe...; einen ersten Präsidenten des Parlaments von Besançon.“

„Herrn von Boynes?“

„Ja, diesen... Alle Wetter, wie gut unterrichtet Sie sind!... Kennen Sie diese Leute?“

„Ich muß wohl; Sie sprechen ja alle Tage vom Parlamente mit mir; o! dieser Mann weiß ja nicht einmal, was ein Ruder ist.“

„Desto besser. Herr von Praslin kannte sein Fach allzu gut, und kostete mir zu viel mit seinen Schiffsbauten.“

„Aber zu den Finanzen, Sire?“

„O! zu den Finanzen ist's etwas Anderes; ich wählte einen vorzüglichen Mann.“

„Einen Finanzmann?“

„Nein... einen Militär. Es dauert schon gar zu lange, daß die Finanzmänner mich aufzehren.“

„Aber zu dem Kriegswesen? Großer Gott!“

„Beruhigen Sie sich, ich setze einen Finanzmann hin, Terray; das ist ein Rechnungsgrübler; er wird in allen Additionen des Herrn von Choiseul Fehler finden. Ich muß Ihnen sagen, daß ich den Gedanken hegte, für das Kriegswesen einen vortrefflichen Mann zu nehmen, einen Reinen, wie sie sagen; dieß geschah, um den Philosophen zu gefallen."

„Gut! Wen denn? Voltaire?"

„Beinahe ... den Chevalier du Muy ... einen Cato."

„Ah! mein Gott! Sie erschrecken mich."

„Es war geschehen ... Ich hatte den Mann kommen lassen, seine Bezüge waren unterzeichnet; er hatte mir gedankt, als mein guter oder böser Genius, entscheiden Sie, Gräfin, mir eingiebt, ihm zu sagen, er möge diesen Abend nach Luciennes kommen, soupiren und plaudern."

„Pfui! Abscheulich!"

„Wohlan, Gräfin, gerade dieß," antwortete mir du Muy."

„Er sagte dieß zu Ihnen?"

„In andern Ausdrücken, Gräfin; er sagte mir nämlich, dem Könige zu dienen, sey sein eifrigster Wunsch, aber der Madame Dubarry zu dienen, sey unmöglich."

„In der That, Ihr Philosoph ist ein sauberer Mann."

„Sie begreifen, Gräfin, ich reichte ihm die Hand ... damit er mir sein Dekret zurückgab, das ich mit einem sehr geduldigen Lächeln in Stücke zerriß, und der Chevalier verschwand. Ludwig XIV. hätte wohl diesen Burschen in einem der garstigen Löcher der Bastille verfaulen lassen; allein ich bin Ludwig XV., und habe

ein Parlament, das mir die Ruthe giebt, anstatt daß ich dem Parlamente die Ruthe gebe. So ist's."

„Gleichviel, Sire," erwiederte die Gräfin, indem sie ihren königlichen Liebhaber mit Küßen bedeckte, „Sie sind ein vollendeter Mann."

„Dieß wird nicht Jedermann sagen. Terray ist verabscheut."

„Wer ist es nicht? ... Und zu den auswärtigen Angelegenheiten?"

„Den braven Bertin, welchen Sie kennen."

„Nein."

„In diesem Falle ... den Sie nicht kennen."

„Aber unter allen diesen seh' ich keinen einzigen guten Minister,"

„Es mag seyn, nennen Sie mir die Ihrigen?"

„Ich werde nur Einen davon nennen."

„Sie nennen sie nicht; Sie fürchten sich."

„Den Marschall."

„Welchen Marschall?" fragte der König mit einer Grimasse.

„Den Herzog von Richelieu."

„Diesen Greis? Diesen Hasenfuß?"

„Gut! der Sieger von Mahon ein Hasenfuß!"

„Einen alten Dirnenjäger?"

„Sire, Ihren Gefährten."

„Einen unmoralischen Menschen, der alle Weiber verscheuchet."

„Was wollen Sie? Dieß geschieht, seitdem er ihnen nicht mehr nachläuft."

„Sprechen Sie mir niemals von Richelieu, der ist

mir in den Tod zuwider; dieser Sieger von Mahon hat mich in alle Kneipen von Paris geführt...; man dichtete Spottlieder auf uns; nein, nein!... Richelieu, o! der bloße Name bringt mich auseinander."

„Sie hassen sie also wohl?"

„Wen?"

„Die Richelieu."

„Ich verabscheue sie."

„Alle?"

„Alle. Da haben wir den saubern Herzog und Pair, Herrn Fronsac; er hat zehnmal das Rad verdient."

„Ich überlasse Ihnen denselben; allein es giebt noch anderwärts Richelieu."

„Ah! ja, von Aiguillon."

„Nun denn?"

Man urtheile, ob bei diesen Worten das Ohr des Neffen im Boudoir sich spitzte.

„Diesen sollte ich mehr, als die Andern hassen, denn er ladet mir alle Schreier von Frankreich auf den Hals; das ist eine schwache Seite, von der ich mich nicht losmachen kann; er ist kühn, und mißfällt mir nicht."

„Er ist ein Mann von Geist!" rief die Gräfin aus.

„Ein muthiger Mann, und hartnäckig in der Vertheidigung der königlichen Vorrechte. Er ist ein ächter Pair!"

„Ja, ja, hundertmal ja! Machen Sie etwas aus ihm."

Nun schaute der König die Gräfin an, indem er die Arme kreuzte.

„Wie ist es möglich, Gräfin, daß Sie mir einen

solchen Vorschlag in dem Momente machen, wo ganz Frankreich von mir verlangt, den Herzog zu verbannen und abzusetzen?"

Madame Dubarry kreuzte ebenfalls die Arme.

„Eben erst," sagte sie, „nannten Sie Richelieu einen Hasenfuß; wohlan! Ihnen gebührt dieser Name mit Recht."

„O! Gräfin!"

„Sie sind sehr stolz, weil Sie Herrn von Choiseul entlassen haben."

„Ei, dieß war nicht leicht."

„Sie haben es gethan; das ist gut! und jetzt scheuen Sie sich vor den Folgen."

„Ich?"

„Gewiß. Was thun Sie, indem Sie den Herzog entlassen?"

„Ich gebe dem Parlamente einen Tritt in den Hintern."

„Und Sie wollen deren nicht zwei geben? Was Teufels, heben Sie die beiden Beine auf, das Eine nach dem Andern, wohl verstanden. Das Parlament wollte Choiseul behalten: entlassen Sie Choiseul. Es will von Aiguillon entlassen; behalten Sie von Aiguillon."

„Ich entlasse ihn nicht."

„Behalten Sie ihn, ansehnlich verbessert und vermehrt."

„Sie wollen ein Ministerium für diesen Hauptunruhstifter?"

„Ich will eine Belohnung für denjenigen, der Sie mit Gefahr seiner Würden und seines Vermögens vertheidiget hat."

„Sagen Sie: mit Gefahr seines Lebens, denn man

wird eines Morgens Ihren Herzog in Gesellschaft Ihres Freundes Maupeou steinigen."

„Sie würden Ihre Vertheidiger sehr ermuthigen, wenn dieselben Sie hörten."

„Sie vergelten es mir gut, Gräfin."

„Sagen Sie dieß nicht, die Thatsachen sprechen."

„Ah! woher rührt denn dieser Eifer für von Aiguillon?"

„Eifer, ich kenne ihn nicht, ich sah und sprach ihn heute zum erstenmal."

„Ah! das ist etwas Anderes; dann ist's Ueberzeugung, und ich achte alle Ueberzeugungen, da ich selbst nie eine gehabt habe."

„So geben sie Richelieu etwas im Namen von Aiguillon's, weil Sie von Aiguillon nichts geben wollen."

„Dem Richelieu! nichts, nichts, nichts, niemals!"

„Dem Herrn von Aiguillon also, weil Sie dem Richelieu nichts geben."

„Wie! ich soll ihm ein Portefeuille geben? In diesem Augenblicke ist's unmöglich."

„Ich begreife es . . .; aber später . . . Bedenken Sie, daß er ein Mann von Hilfsquellen, von Thatkraft ist, und daß Sie mit Terray, von Aiguillon und Maupeou die drei Köpfe des Cerberus besitzen werden; bedenken Sie auch, daß Ihr Ministerium ein Scherz ist, und nicht von Dauer seyn kann."

„Sie täuschen sich, Gräfin, es wird wohl drei Monate dauern."

„In drei Monaten nehme ich Sie beim Worte."

„O! o! Gräfin.“

„Das ist abgethan; jetzt brauche ich ein Geschenk.“

„Ich habe aber nichts.“

„Sie haben leichte Reiter; Herr von Aiguillon ist ein Offizier, was man einen Haudegen nennt; geben Sie ihm Ihre leichten Reiter.“

„Nun, meinetwegen, er wird sie bekommen.“

„Ich danke,“ rief die Gräfin aus, vor Freude außer sich, „ich danke!“

Und von Aiguillon konnte einen ganz plebejischen Kuß auf den Wangen Seiner Majestät Ludwigs **XV.** rauschen hören.

„Lassen Sie mich nun soupiren, Gräfin,“ sagte der König.

„Nein,“ erwiederte sie, „es ist nichts da; Sie haben mich mit Ihrer Politik zu Tode gequält. Meine Leute haben Reden gehalten, und Feuerwerke gemacht, aber in der Küche nichts gethan.“

„So kommen Sie nach Marly, ich nehme Sie mit.“

„Unmöglich: mein armer Kopf zerspringt mir in vier Stücke.“

„Die Migraine?“

„Schrecklich.“

„Dann müssen Sie sich zu Bette legen, Gräfin.“

„Dieß will ich thun, Sire.“

„Adieu also!“

„Auf Wiedersehen nämlich.“

„Es geht mir fast, wie dem Herrn von Choiseul: man schickt mich fort.“

„Indem man Sie begleitet, feiert, Ihnen schmeichelt,“

versetzte die schelmische Frau, welche den König ganz sachte zur Thüre drängte, und ihn zuletzt hinausschob, laut lachend, und auf jeder Stufe der Treppe sich umkehrend. Oben, von dem Säulengange herab, hielt die Gräfin einen Handleuchter.

„Hören Sie doch, Gräfin,“ äußerte der König, indem er wieder eine Stufe hinaufstieg.

„Sire?“

„Wenn nur der arme Marschall nicht daran stirbt.“

„Woran?“

„An seinem zurückgetretenen Portefeuille.“

„Wie schlimm Sie sind!“ erwiederte die Gräfin, indem sie ihn mit ihrem letzten lauten Gelächter begleitete.

Und Seine Majestät entfernte sich, sehr zufrieden mit seinem jüngsten Pöbelwitze hinsichtlich des Herzogs, welchen er wirklich verabscheute.

Als Madame Dubarry in ihr Boudoir zurückkehrte, fand sie von Aiguillon auf den Knien vor der Thüre, mit gefalteten Händen, die Augen inbrünstig auf sie geheftet. Sie erröthete.

„Ich scheiterte,“ sagte sie; „der arme Marschall!“

„O! ich weiß Alles . . .“ entgegnete er; „man hört . . . Ich danke, Madame, ich danke.“

„Ich glaubte Ihnen dieß schuldig zu seyn,“ versetzte sie mit einem süßen Lächeln; „doch stehen Sie auf, Herzog, sonst müßte ich glauben, daß Sie eben so viel Gedächtniß als Geist besitzen.“

„Dieß kann wohl seyn, Madame; mein Onkel sagte es Ihnen, ich bin Ihr leidenschaftlicher Diener.“

„Und jener des Königs; morgen werden Sie Seiner

Majestät Ihre Aufwartung machen müssen; stehen Sie auf, ich bitte Sie."

Und sie reichte ihm ihre Hand, die er ehrerbietig küßte. Die Gräfin war sehr bewegt, wie es schien; denn sie fügte kein Wort bei. Herr von Aiguillon blieb eben so stumm, eben so verwirrt, wie sie; zuletzt hob Madame Dubarry den Kopf wieder empor, und sagte: „Der arme Marschall wird denn doch diese Niederlage erfahren müssen."

Herr von Aiguillon hielt diese Worte für eine definitive Beabschiedung; er verbeugte sich.

„Madame," sagte er, „ich will mich zu ihm begeben."

„O! Herzog, jede schlimme Nachricht muß so spät als möglich hinterbracht werden; thun Sie etwas Besseres, als zu dem Marschalle zu gehen; soupiren Sie mit mir."

Der Herzog fühlte eine Art von Jugend- und Liebesduft das Blut seines Herzens entflammen und neu erzeugen.

„Sie sind kein Weib," sagte er, „Sie sind . . ."

„Der Engel, nicht wahr?" flüsterte ihm der glühende Mund der Gräfin in's Ohr, der es streifte, um leiser mit ihm zu sprechen, und ihn zur Tafel fortzog. An diesem Abende durfte sich Herr von Aiguillon für sehr glücklich halten; denn er nahm seinem Onkel das Portefeuille, und genoß den Theil des Königs.

# Achtundachtzigstes Kapitel.

## Die Vorzimmer des Herrn Herzogs von Richelieu.

Herr von Richelieu hatte, wie alle Höflinge, ein Hôtel zu Versailles, eines in Paris, ein Haus in Marly, eines in Luciennes, kurz eine Wohnung bei jeder von den Wohnungen und Stationen des Königs. Ludwig XIV. hatte, seine Wohnsitze vervielfältigend, jedem Manne von Stande, der bei allen Vorkommenheiten Zutritt hatte, die Verpflichtung auferlegt, sehr reich zu seyn, um in gleichem Verhältnisse dem Aufwande seines Hauses, und dem Schwunge seiner Launen zu folgen. Herr von Richelieu bewohnte also, im Momente der Entlassung der Herren von Choiseul und von Praslin, sein Hôtel in Versailles; dorthin hatte er sich am Vorabende, bei der Rückkehr von Luciennes, fahren lassen, nachdem er der Madame Dubarry seinen Neffen vorgestellt hatte. Man hatte Richelieu mit der Gräfin im Walde von Marly gesehen, man hatte ihn nach der Ungnade des Ministers in Versailles gesehen, man wußte seine geheime und lange Audienz in Luciennes; dieß war, bei den Indiscretionen des Jean Dubarry, für den ganzen Hof hinreichend, daß sich dieser ganze Hof für verpflichtet hielt, dem Herrn von Richelieu seine Aufwartung zu machen. Auch der alte Marschall sollte also diesen Weihrauch von Lobsprüchen, Schmeicheleien und Liebkosungen einschlürfen, den jeder Betheiligte ohne Unterschied vor dem Götzen des Tages verbrennen läßt. Herr von Richelieu erwartete jedoch nicht all das, was ihm begegnen

sollte, sondern stand am Morgen des Tages, zu welchem wir gekommen sind, mit dem festen Entschlusse auf, gegen den Weihrauch seine Nüstern eben so zu verstopfen, wie Ulysses seine Ohren mit Wachs gegen den Gesang der Syrenen verstopfte. Das Resultat konnte er am andern Tage erst erfahren: in der That sollte am andern Tage die Ernennung des neuen Ministeriums durch den König selbst bekannt und veröffentlicht werden. Das Erstaunen des Marschalls war sohin groß, als er erwachend, oder vielmehr durch ein lautes Wagengerassel aufgeweckt, von seinem Kammerdiener erfuhr, daß die Höfe des Hôtels, sowie auch die Vorzimmer und Salons, angefüllt seyen.

„O! o!" sagte er, „ich mache Aufsehen, wie es scheint."

„Es ist sehr früh, Herr Marschall," bemerkte der Kammerdiener bei dem Anblicke der Hast, mit welcher der Herzog seine Nachtmütze ablegte.

„Fortan wird es keine Stunden mehr für mich geben," erwiederte der Herzog, „erinnern Sie sich dessen."

„Ja, Monseigneur."

„Was hat man den Besuchern geantwortet?"

„Daß Monseigneur noch nicht aufgestanden seyen."

„Ganz einfach?"

„Ganz einfach."

„Das ist eine Albernheit; man mußte beifügen, daß ich spät in die Nacht aufblieb, oder noch besser, man mußte . . . Wo ist Raffé?"

„Herr Raffé schläft," antwortete der Kammerdiener.

„Wie, er schläft! So wecke man den Unglücklichen..."

„Nun, nun," sagte ein munterer und lächelnder Greis, der auf der Schwelle erschien; „hier ist Raffé; was will man von ihm?"

Die ganze Aufgeblasenheit des Herzogs sank vor diesen Worten zusammen.

„Ah! ich sagte es auch, daß Du nicht schlafest."

„Und wenn ich geschlafen hätte, was läge darin Erstaunliches? Es ist kaum Tag."

„Du siehst aber, mein lieber Raffé, daß ich nicht schlafe."

„Das ist etwas Anderes, Sie sind Minister . . .; wie könnten Sie schlafen?"

„Du zankest mich aus," sagte der Marschall, indem er vor dem Spiegel grimassirte; „bist Du nicht zufrieden?"

„Ich? Was verschlägt dieß mir? Sie werden sich recht anstrengen, und dann krank werden. Die Folge davon wird seyn, daß ich den Staat regieren werde, und das ist nicht ergötzlich, Monseigneur."

„O! wie Du gealtert hast, Raffé!"

„Ich bin gerade um vier Jahre jünger, als Sie, Monseigneur. O! ja, ich bin alt."

Der Marschall stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

„Bist Du durch das Vorzimmer gegangen?" fragte er.

„Ja."

„Wer ist darin?"

„Jedermann."

„Was spricht man?"

„Jeder erzählt, was er von Ihnen verlangen will."

„Das ist sehr natürlich. Hast Du aber von meiner Ernennung sprechen hören?"

„O! ich will Ihnen lieber nicht sagen, was man davon spricht.“

„Potztausend! . . . schon die Kritik?“

„Und von jenen, die Ihrer bedürfen! Wie wird es erst bei den Leuten seyn, Monseigneur, deren Sie bedürfen!“

„Ah! zum Beispiel, Raffé,“ sagte der alte Marschall, indem er zu lachen affectirte, „jene, welche sagen würden, daß Du mir schmeichelst . . .“

„Ei, Monseigneur,“ erwiederte Raffé, „warum, zum Teufel, haben Sie sich an den Wagen gespannt, den man das Ministerium nennt: sind Sie es denn überdrüssig, glücklich zu seyn, und zu leben?“

„Mein Lieber, ich habe Alles gekostet, dieß ausgenommen.“

„Corbleu! Sie haben niemals Arsenik gekostet, warum schlürfen Sie ihn nicht Curiosität halber in Ihrer Schokolade?“

„Raffé, Du bist nur ein Faulenzer; Du merkest, daß Du, als mein Secretär, viel Arbeit bekommst, und scheuest sie . . .; Du hast es übrigens gesagt.“

Der Marschall ließ sich sorgfältig ankleiden.

„Gieb mir ein militärisches Aussehen,“ anempfahl er dem Kammerdiener, „und gieb mir meine militärischen Orden.“

„Es scheint, daß wir das Kriegsministerium haben?“ äußerte Raffé.

„Mein Gott, ja, es scheint, daß wir es haben.“

„Ah!“ fuhr Raffé fort, „ich habe die Ernennung des Königs nicht gesehen, das ist nicht regelmäßig.“

„Sie wird ohne Zweifel kommen.“

„Dann ist „ohne Zweifel“ jetzt der offizielle Ausdruck?“

„Wie widrig Du durch das Altern geworden bist, Raffé . . . Du bist Formalist und Purist; würde ich dieß gewußt haben, so hätte ich meine Aufnahmsrede in die Akademie nicht von Dir machen lassen; dadurch bist Du ein Pedant geworden.“

„Hören Sie doch, Monseigneur, da wir nun eine Regierung sind, so lassen Sie uns regelmäßig verfahren . . . Es ist wunderlich.“

„Was ist denn wunderlich?“

„Der Herr Graf de la Vaudraye, der so eben auf der Straße mit mir sprach, sagte mir, daß hinsichtlich des Ministeriums noch nichts verfügt sey.“

Richelieu lächelte.

„Herr de la Vaudraye hat Recht,“ äußerte er . . . „Du bist also schon ausgegangen?“

„Pardieu, ich mußte wohl; dieser rasende Höllenlärm der Wagen hat mich aufgeweckt; ich ließ mich ankleiden, ich nahm ebenfalls meine militärischen Orden, und machte einen Gang durch die Stadt.“

„Ah! Herr Raffé macht sich auf meine Kosten lustig?“

„O! Monseigneur, Gott bewahre mich davor; jedoch . . .“

„Jedoch . . . was?“

„Im Spazierengehen begegnete ich Jemanden.“

„Wem?“

„Dem Secretär des Abbé Terray.“

„Wohlan?“

„Wohlan, er sagte mir, daß sein Gebieter Kriegsminister geworden sey.“

„O! o!“ versetzte Richelieu mit seinem ewigen Lächeln.

„Was schließen Monseigneur daraus?“

„Daß, wenn Herr Terray Kriegsminister ist, ich es nicht bin; daß, wenn er es nicht ist, ich es vielleicht bin.“

Raffé hatte seinem Gewissen Genüge geleistet; er war ein kühner, unermüdlicher, ehrgeiziger Mann, eben so geistvoll, wie sein Herr, und auf alle Fälle weit gerüsteter, als jener, denn er wußte, daß er bürgerlicher Abkunft und abhängig sey, zwei schwache Seiten, welche vierzig Jahre lang seine ganze List, seine ganze Kraft, seine ganze Geistesgewandtheit geübt hatten. Da Raffé seinen Herrn so zuversichtlich sah, glaubte er selbst nichts mehr befürchten zu dürfen.

„Nun, Monseigneur,“ sagte er, „beeilen Sie sich, lassen Sie nicht warten, dieß wäre ein schlimmes Vorzeichen.“

„Ich bin bereit; aber noch einmal, wer ist da?“

„Hier ist das Verzeichniß.“

Er reichte ein langes Verzeichniß seinem Herrn, der mit Befriedigung die vornehmsten Namen des Adels, des Richterstandes und der Finanzbeamten las.

„Wenn ich populär werden sollte, Raffé, hm?“

„Wir leben in der Zeit der Wunder,“ antwortete dieser.

„Ah! Taverney!“ sagte der Marschall, fortlesend ... „Was will er hier?“

„Ich weiß es nicht, Herr Marschall; machen Sie doch, daß Sie in den Salon kommen.“

Und der Secretär zwang seinen Herrn fast mit Autorität, in den großen Salon zu gehen. Richelieu durfte zufrieden seyn; die Aufnahme, welche er fand, wäre nicht hinter dem Ehrgeize eines Prinzen vom Geblüte zurückgeblieben. Aber die ganze, so feine, so gewandte, so verschmitzte Artigkeit jener Zeit und jener Gesellschaft, wurde vom Zufalle schlecht unterstützt, welcher dem Richelieu eine arge Mystifikation aufsparte. Aus Schicklichkeit und Achtung der Etikette, enthielt sich diese ganze Menge, in Gegenwart von Richelieu den Namen „Ministerium" auszusprechen; einige Kühnere wagten sich an das Wort „Compliment;" diese wußten, daß man über das Wort leicht hingleiten müsse, und daß Richelieu kaum darauf antworten würde. Für Jedermann war dieser bei dem Aufgange der Sonne gemachte Besuch eine einfache Kundgebung, zum Beispiele wie ein Wunsch. Zu jener Zeit war es nicht selten, daß die unmerklichen Abstufungen von den Massen und einstimmig verstanden wurden. Es gab da einige Höflinge, welche im Gespräche einen Wunsch, ein Verlangen, eine Hoffnung auszudrücken wagten. Der Eine hätte gerne gesehen, wie er sagte, daß sein Gouvernement näher bei Versailles wäre. Er sprach gerne davon mit einem Manne von so großem Einflusse, wie ihn Herr von Richelieu besaß. Ein Anderer behauptete, von Herrn von Choiseul bei den Beförderungen zum Ordensritter vergessen worden zu seyn; er zählte auf das gefällige Gedächtniß des Herrn von Richelien, um jetzt jenes des Königs aufzufrischen, da dem guten Willen Seiner Majestät kein Hinderniß mehr im Wege liege. Kurz, hun=

dert mehr oder minder ruhmsüchtige Gesuche, aber alle mit der äußersten Kunst eingekleidet, tönten in die entzückten Ohren des Marschalls.

Nach und nach entfernte sich die Menge; man wollte, sagte man, den Marschall seinen wichtigen Geschäften überlassen.

Ein einziger Mann blieb im Salon. Er hatte sich nicht mit den Uebrigen genähert, er hatte nichts verlangt, nicht einmal sich vorgestellt. Als die Reihen gelichtet waren, näherte sich dieser Mann dem Herzoge mit einem Lächeln auf den Lippen.

„Ah! Herr von Taverney," sagte der Marschall, „es freut mich unendlich, es freut mich unendlich!"

„Ich wartete auf Dich, Herzog, um Dir meinen Glückwunsch darzubringen, und zwar einen positiven Glückwunsch, einen aufrichtigen Glückwunsch."

„Ah! wahrhaftig? Und weßhalb denn?" versetzte Richelieu, „den die Zurückhaltung seiner Besucher in die Nothwendigkeit versetzt hatte, ebenfalls verschwiegen, und gleichsam geheimnißvoll zu seyn.

„Ei, mein Glückwunsch gilt Deiner neuen Würde, Herzog."

„St! St!" versetzte der Marschall, „sprechen wir nicht davon . . .; es ist noch nichts geschehen, ein bloßes Gerücht."

„Dennoch, mein lieber Marschall, theilen sehr viele Leute meine Meinung, denn die Salons waren voll."

„Ich weiß wirklich nicht warum."

„O! ich weiß es gut."

„Wer denn, was denn?"

„Ein einziges Wort von mir . . ."

„Welches?"

„Gestern hatte ich in Trianon die Ehre, dem Könige meine Aufwartung zu machen. Seine Majestät sprachen mit mir von meinen Kindern, und sagten zuletzt zu mir: „„Sie kennen Herrn von Richelieu, glaub' ich; gratuliren Sie ihm."

„Ah! Seine Majestät sagten dieß zu Ihnen," entgegnete Richelieu mit einem funkelnden Stolze, wie wenn diese Worte das offizielle Decret gewesen wären, dessen Uebersendung Raffé in Zweifel setzte, oder dessen Verzögerung er bedauerte.

„So zwar," fuhr Taverney fort, „daß ich die Wahrheit wohl ahnete; dieß war nicht schwierig, da man ganz Versailles in Bewegung sah, und ich eilte herbei, um dem Könige zu gehorchen, indem ich Dir gratulire, und meinem eigenen Gefühle zu entsprechen, indem ich Dir unsere alte Freundschaft anempfehle."

Der Herzog war darüber aufgeblasen; dieß ist ein Naturfehler, vor dem sich die besten Geister nicht immer bewahren können. Er sah in Taverney nur einen von jenen Bittestellern der untersten Classe, arme, auf der Bahn der Gunst zurückgebliebene Leute, um die man sich nicht wohl annehmen kann, deren Bekanntschaft zudem keinen Nutzen bringt, und welchen man es zum Vorwurfe macht, daß sie nach zwanzig Jahren aus ihrer Dunkelheit hervorgehen, um sich an der Sonne der Gunst eines Andern zu erwärmen.

„Ich weiß, was daran ist," äußerte der Marschall ziemlich hart, „man verlangt etwas von mir."

„Nun denn, Du hast es errathen, Herzog.“

„Ah!“ sagte Richelieu, indem er sich setzte, oder vielmehr in einem Sofa sich vergrub.

„Ich sagte Dir, daß ich zwei Kinder habe,“ fuhr Taverney fort, geschmeidig und listig, denn er bemerkte die Erkaltung seines vornehmen Freundes, und näherte sich deßhalb nur um so thätiger. „Ich habe eine Tochter, die ich sehr liebe, und welche ein Muster von Tugenden und Schönheit ist. Sie ist bei der Frau Dauphine angestellt, welche sie ihrer besondern Achtung huldvoll gewürdiget hat. Von dieser, von meiner schönen Andrée, spreche ich nicht mit Dir, Herzog; ihr Weg ist gebahnt, ihr Glück im guten Gange; hast Du meine Tochter gesehen? Hab' ich sie Dir nicht irgendwo vorgestellt? Hast Du nicht von ihr sprechen hören?“

„Hm! ... ich weiß es nicht,“ sagte Richelieu nachlässig ...; „vielleicht.“

„Gleichviel,“ sprach Taverney weiter, „meine Tochter ist also versorgt. Ich für meine Person, siehst Du, brauche nichts; der König gab mir eine Pension, von der ich leben kann. Ich werde wohl, ich gesteh's Dir, hinreichende Nebeneinkünfte bekommen, um Maison-Rouge wieder aufzubauen, wohin ich mich zuletzt zurückziehen will; mit Deinem Einflusse, mit jenem meiner Tochter ...“

„Ei,“ murmelte ganz leise Richelieu, der nicht seine ganze Aeußerung angehört hatte, da er in die Betrachtung seiner eigenen Größe versunken war, und welchen die Worte: „der Einfluß meiner Tochter,“ plötzlich aus seinen Träumen weckte, — „ei! ei! Deine Tochter ... sie ist ja eine junge Schönheit, die den Argwohn der

guten Gräfin erregt, ein kleiner Scorpion, welcher sich unter den Flügeln der Dauphine erwärmt, um Jemand in Luciennes zu beißen... Nun, nun, ich will kein schlechter Freund seyn, und was die Dankbarkeit betrifft, so soll die liebe Gräfin, die mich zum Minister machte, sehen, ob ich ihr nicht beistehe, wenn es nöthig ist."

Dann sagte er ganz laut zum Barone von Taverney: „Fahren Sie fort."

„Meiner Treue, ich nähere mich dem Ende," versetzte dieser, wohl entschlossen, innerlich über den eitlen Marschall zu lachen, wenn er nur von ihm erhielte, was er haben wollte; „ich denke also nur noch an meinen Sohn Philipp, der einen sehr schönen Namen führt, dem aber immer die Gelegenheit fehlen wird, diesem Namen einen Glanz zu verleihen, wenn ihm Niemand hilft. Philipp ist ein braver und besonnener Junge, vielleicht ein wenig gar zu besonnen; allein dieß ist eine Folge seiner eingeschränkten Stellung: das zu kurz gehaltene Pferd senkt den Kopf, wie Du weißt."

„Was kümmert mich dieß?" dachte der Marschall mit den unzweideutigsten Zeichen von Langweile und Ungeduld.

„Ich brauchte," fuhr Taverney unbarmherzig fort, „irgend einen Hochgestellten, wie Du bist, um für Philipp eine Compagnie zu erwirken... Als die Frau Dauphine in Straßburg einzog, ließ sie ihn zum Capitaine ernennen; es fehlen ihm aber hunderttausend Livres, um eine schöne Compagnie in irgend einem privilegirten Reiterregimente zu bekommen... Hilf mir dieß erhalten, mein vornehmer Freund."

„Ihr Sohn," fragte Richelieu, „ist jener junge Mann, welcher der Frau Dauphine einen Dienst erwiesen hat, nicht wahr?"

„Einen großen!" rief Taverney aus; „er hat die letzten Wechselpferde Ihrer königlichen Hoheit erzwungen, welche jener Dubarry mit Gewalt nehmen wollte."

„Potztausend!" dachte sich Richelieu, „es ist wirklich so . . .; das ist Einer von den grimmigsten Feinden der Gräfin . . . Dieser Taverney trifft's gut! Er hält Ansprüche auf entschiedene Ausschließung für Ansprüche auf Gnade . . ."

„Sie antworten mir nicht, Herzog," sagte Taverney, über das starrsinnige Schweigen des Marschalls ein wenig ärgerlich.

„All das ist unmöglich, mein lieber Herr Taverney," entgegnete der Marschall, um anzudeuten, daß die Audienz zu Ende sey.

„Unmöglich? Eine solche Kleinigkeit unmöglich? Und dieß sagt mir ein alter Freund!"

„Warum nicht? . . . Ist der Umstand, daß man Freund ist, wie Sie sagen, ein Grund, daß der Eine eine Ungerechtigkeit, der Andere einen Mißbrauch des Wortes Freundschaft zu begehen sucht? Sie sahen mich zwanzig Jahre lang nicht; ich war nichts; nun, da ich Minister bin, kommen Sie."

„Herr von Richelieu, in diesem Momente sind Sie ungerecht."

„Nein, mein Lieber, nein, ich will Sie nicht in den Vorzimmern warten lassen; ich bin ein wahrer Freund, folglich . . ."

„Dennoch haben Sie einen Grund, mir eine abschlägige Antwort zu geben?“

„Ich sollte einen Grund haben!“ rief Richelieu aus, sehr besorgt hinsichtlich des Verdachtes, welchen Taverney hegen konnte.

„Ja, ich habe Feinde . . .“

Der Herzog konnte antworten, was er dachte, allein dieß hieß dem Barone verrathen, daß er Madame Dubarry aus Dankbarkeit schone, hieß gestehen, daß er durch die Vermittlung einer Favoritin Minister sei, und dieß hätte der Marschall um kein Kaiserthum gestanden; er beeilte sich also, dem Barone zu antworten:

„Sie haben keinen Feind, mein lieber Freund; aber ich habe welche; wollte ich geradezu, und ohne Prüfung der Ansprüche, solche Gunstbezeigungen gewähren, so würde ich mich der Gefahr bloßstellen, zu hören, daß ich Choiseul fortsetze. Mein Lieber, ich will Spuren meiner Geschäftsführung zurücklassen. Seit zwanzig Jahren brüte ich Reformen, Fortschritte; sie werden aufblühen; die Gunst verdirbt Frankreich, ich werde mich mit dem Verdienste beschäftigen; die Schriften unserer Philosophen sind Fackeln, deren Licht meine Augen nicht vergebens sollen bemerkt haben; alle Finsternisse vergangener Tage sind zerstreuet, und es war für das Glück des Staates hohe Zeit... Ich werde daher die Ansprüche Ihres Sohnes nicht mehr und nicht weniger prüfen, als jene des nächsten besten Bürgers; ich werde dieses Opfer meinen Ueberzeugungen bringen, ohne Zweifel ein schmerzliches Opfer; aber nur jenes eines ein-

zelnen Mannes zum Vortheile von vielleicht dreimalhunderttausend Andern ... Wenn Ihr Sohn, Herr Philipp von Taverney, mir meine Gunst zu verdienen scheint, wird er sie erhalten, nicht weil sein Vater mein Freund ist, nicht weil er seinen Namen führt, sondern weil er ein Mann von Verdienst ist; dieß ist der Plan meines Benehmens."

„Das heißt: Ihr Cursus der Philosophie," versetzte der alte Baron, der vor Zorn an seinen Fingernägeln nagte, und seinen Aerger mit dem ganzen Gewichte einer Unterredung beschwerte, die ihm so viele Herablassung und so viele Demüthigungen gekostet hatte.

„Philosophie, meinetwegen, mein Herr, das ist ein schönes Wort."

„Welches von guten Dingen befreiet, Herr Marschall, nicht wahr?"

„Sie sind ein schlechter Hofmann," bemerkte Richelieu mit einem kalten Lächeln.

„Leute meines Standes sind nur Hofmänner des Königs!"

„Ei, Ihres Standes hat Herr Raffé, mein Secretär, täglich tausend in meinen Vorzimmern," versetzte Richelieu, „und sie kommen, ich weiß nicht aus welchem Provinzwinkel an, wo man mit seinen vermeintlichen Freunden, während man Einklang predigt, unartig werden lernt."

„O! ich weiß wohl, daß ein Maison-Rouge, ein aus den Kreuzzügen stammender Adel, sich auf den Einklang nicht so gut versteht, wie ein Musikant Vignerot!"

Der Marschall hatte mehr Geist, als Taverney. Er

konnte ihn durch das Fenster hinauswerfen lassen. Er begnügte sich, die Achseln zu zucken, und zu antworten:

„Sie sind zu weit zurück, mein Herr Kreuzzügler: Sie sind nur bei der von den Parlamenten im Jahre 1720 verfaßten Denkschrift, und haben nicht die von den Herzogen und Pairs darauf erlassene Antwort gelesen. Gehen Sie in meine Bibliothek, mein lieber Herr, Raffé wird sie Ihnen zu lesen geben."

Und da er mit dieser feinen Abfertigung seinen Gegner hinauswies, öffnete sich die Thüre, und ein Mann trat geräuschvoll mit den Worten ein: „Wo ist der liebe Herzog?"

Dieser im Gesichte glühende Mann, mit von Zufriedenheit glotzenden Augen, mit von Wohlwollen gerundeten Armen, war Jean Dubarry, kein Anderer. Bei dem Anblicke des neuen Ankömmlings fuhr Taverney vor Erstaunen und Aerger zurück. Jean sah diese Geberde, erkannte diesen Kopf, und wendete den Rücken.

„Ich glaube zu begreifen," sagte der Baron ruhig, „und entferne mich. Ich lasse den Herrn Minister in vortrefflicher Gesellschaft zurück."

Und er entfernte sich auf eine sehr vornehme Weise.

## Neunundachtzigstes Kapitel.

### Entzauberung.

Jean, über diesen sehr beleidigenden Ausfall wüthend, machte zwei Schritte hinter dem Barone, dann zuckte er die Achseln, und kehrte zum Marschalle zurück.

„Einen solchen Menschen empfangen Sie?“ fragte er.

„Ei, mein Lieber, Sie irren sich; im Gegentheile, ich jage ihn fort.“

„Wissen Sie, was für ein Herr er ist?“

„Ach! ja.“

„Nein, Sie wissen es nicht.“

„Er ist ein Taverney.“

„Er ist ein Herr, welcher seine Tochter in das Bett des Königs legen will . . .“

„Gehen Sie doch.“

„Ein Herr, der uns ausstechen will, und zu diesem Zwecke alle Wege einschlägt... Ja, aber Jean ist da, und Jean sieht klar.“

„Sie glauben, er will . . .“

„Das ist schwer zu sehen, nicht wahr? . . . Er gehört zur Partei des Dauphin..., und man hat seinen kleinen Leutumbringer.“

„Pah!“

„Man hat einen jungen Mann, ganz dazu abgerichtet, die Leute in die Waden zu beißen, einen Raufbold, welcher Jean Degenstiche in die Schulter versetzt . . . diesem armen Jean.“

„Ihnen? . . . er ist ein persönlicher Feind von Ihnen, mein lieber Graf?“ fragte Richelieu, den Erstaunten spielend.

„Ei, ja, er ist mein Gegner in der Angelegenheit der Wechselpferde; Sie wissen? . . .“

„Ah! sehen Sie doch die Sympathie! Ich wußte dieß nicht, und wies doch alle seine Gesuche ab; ich würde ihn aber nicht bloß entfernt, sondern davongejagt

haben, wenn ich gewußt hätte . . . Seyen Sie unbesorgt, Graf; dieser würdige Raufbold ist jetzt in meiner Gewalt, und er wird es gewahren."

„Ja, Sie können ihm den Geschmack zu Angriffen auf der Landstraße verleiden... Doch ich habe Ihnen noch nicht einmal gratulirt."

„Es scheint also, Graf, daß Alles definitiv beendiget ist."

„O! Alles ist geschehen. Erlauben Sie, daß ich Sie umarme?"

„Herzlich gerne."

„Meiner Treue, es kostete Mühe; aber an der Mühe ist nichts gelegen, wenn nur die Sache gelingt. Sie sind zufrieden, nicht wahr?"

„Soll ich offen mit Ihnen sprechen? . . . ja, denn ich glaube, daß ich nützlich seyn könnte."

„Zweifeln Sie nicht daran; aber es ist ein harter Schlag, man wird schreien."

„Bin ich im Publikum nicht beliebt?"

„Sie? . . . Ich weiß nicht, ob man für oder gegen Sie ist, aber er wird verabscheut."

„Er? . . ." fragte Richelieu erstaunt; „wer er?"

„Gewiß," unterbrach ihn Jean. „O! die Parlamente werden sich auflehnen; das ist eine Wiederholung der Peitsche Ludwigs XIV.; sie sind gegeißelt, Herzog, sie sind es!"

„Erklären Sie mir . . ."

„Es erklärt sich ja von selbst durch den Haß der Parlamente gegen den Urheber ihrer Verfolgungen."

„Ah! Sie glauben, daß . . ."

„Ich weiß es gewiß, wie ganz Frankreich. Gleich-

viel, Herzog, es war ein vortrefflicher Einfall von Ihnen, daß Sie ihn so ganz warm kommen ließen."

„Wen? . . . wen meinen Sie denn, Graf? Ich stehe auf Kohlen; ich verstehe kein Wort von dem, was Sie mir sagen."

„Ich spreche ja von Herrn von Aiguillon, von Ihrem Neffen, mit Ihnen."

„Wohlan, weiter?"

„Wohlan, ich sage Ihnen, daß Sie wohl gethan haben, ihn kommen zu lassen."

„Ah! sehr wohl! sehr wohl! — Er wird mir helfen, wollen Sie sagen?"

„Er wird uns Allen helfen . . . Sie wissen, daß er mit Jeannette auf dem besten Fuße steht?"

„Gut, wahrhaftig?"

„Auf dem besten Fuße. Sie haben bereits geplaudert, und ich wette darauf, daß sie sich vortrefflich verstehen."

„Wissen Sie dieß?"

„Das ist sehr leicht. Jeannette ist die fauleste Schläferin, die es giebt."

„Ah!"

„Und sie verläßt das Bett vor neun Uhr, zehn Uhr, oder eilf Uhr nicht."

„Ja; nun denn? . . ."

„Nun denn, diesen Morgen, da es höchstens sechs Uhr war, sah ich den Wagen von Aiguillons aus Luciennes fortfahren."

„Um sechs Uhr!" rief Richelieu lächelnd aus.

„Ja."

„Morgens, diesen Morgen?"

„Morgens, diesen Morgen. Sie sehen ein, daß Jeannette in Ihren lieben Neffen vernarrt seyn muß, um so früh aufzustehen, und zu solcher Stunde Audienz zu geben."

„Ja, ja," erwiederte Richelieu, die Hände sich reibend, „um sechs Uhr. Bravo, von Aiguillon!"

„Die Audienz muß um fünf Uhr begonnen haben... Bei Nacht! das ist wunderbar! . . ."

„Das ist wunderbar!..." wiederholte der Marschall. „Wunderbar, in der That, mein lieber Jean!"

„Und Ihr Drei wäret wie Orest und Pylades, und noch ein anderer Pylades."

In diesem Momente, und als der Marschall sich freudigst die Hände rieb, trat von Aiguillon in den Salon. Der Neffe grüßte den Onkel mit einer Miene der Beileidsbezeugung, welche Richelieu genügte, wenn nicht die ganze Wahrheit zu begreifen, wenigstens den größeren Theil derselben zu errathen. Er erblaßte, als hätte er eine tödtliche Wunde erhalten; alsogleich tauchte der Gedanke in ihm auf, daß es am Hofe weder Freunde noch Verwandte gebe, und Jeder nach seinem Vortheile handle."

„Ich bin ein großer Dummkopf," sagte er bei sich. „Nun denn, von Aiguillon?" fragte er, einen schweren Seufzer erstickend.

„Nun denn, Herr Marschall?"

„Es ist ein harter Schlag für die Parlamente," sagte Richelieu, indem er alle Worte Jean's wieder vorbrachte.

Von Aiguillon erröthete.

„Sie wissen es?“ fragte er.

„Der Herr Graf hat mir Alles mitgetheilt,“ antwortete Richelieu, „sogar Ihren Besuch in Luciennes, heute früh, vor Tagesanbruch; Ihre Ernennung ist ein Triumph für meine Familie.“

„Glauben Sie ja, Herr Marschall, daß ich es sehr bedaure.“

„Was Teufels spricht er da?“ sagte Jean, die Arme kreuzend.

„Wir verstehen uns,“ äußerte Richelieu, „wir verstehen uns.“

„Das ist etwas Anderes; aber ich verstehe Sie nicht... Bedauern... ah! ja doch... weil er nicht auf der Stelle zum Minister gemacht wird; ja, ja... sehr gut.“

„Ah! es wird ein Interim eintreten,“ sagte der Marschall, der die Hoffnung wieder in sein Herz zurückkehren fühlte, diesen ewigen Gast des Ehrgeizigen und des Liebenden.

„Ein Interim, ja, Herr Marschall.“

„Bis dahin ist er genug bezahlt,“ rief Jean aus, „da er das schönste Commando von Versailles hat.“

„Ah!“ äußerte Richelieu, dem dieß eine neue Wunde schlug, „ein Commando giebt's?“

„Madame Dubarry übertreibt vielleicht ein wenig,“ sagte der Herzog von Aiguillon.

„Was für ein Commando ist's denn?“

„Die leichten Reiter des Königs.“

Richelieu fühlte von Neuem die Blässe seine runzeligen Wangen überziehen.

„O! ja," sagte er mit einem Lächeln, dessen Ausdruck nichts zu schildern vermöchte, „ja, das ist freilich wenig für einen so charmanten Mann; aber was wollen Sie, Herzog, das schönste Mädchen auf der Welt kann nur geben, was es hat, wär's auch die Geliebte des Königs."

Nun traf von Aiguillon die Reihe, zu erbleichen. Jean betrachtete die schönen Murillo des Marschalls.

Richelieu klopfte seinem Neffen auf die Schulter, und sagte zu ihm: „Zum Glücke besitzen Sie das Versprechen einer baldigen Beförderung. Ich gratulire Ihnen, Herzog ... ich gratulire Ihnen recht herzlich ... Ihre Gewandtheit, Ihre Geschicklichkeit in den Unterhandlungen, gleichen Ihrem Glücke ... Adieu, ich habe zu thun; lassen Sie mich Ihrer Gunst empfohlen seyn, mein lieber Minister."

Von Aiguillon antwortete nur: „Sie sind ich, Herr Marschall; ich bin Sie."

Und seinen Onkel grüßend, ging er fort, die ihm eigenthümliche Würde bewahrend, und indem er sich aus einer der schwierigsten Lagen zog, in die er gerathen war, wie viele Schwierigkeiten ihm auch in seinem Leben jemals begegneten.

„Das Gute," beeilte sich Richelieu, als jener fort war, zu Jean zu sagen, der nicht recht wußte, was er von dem Austausche von Artigkeiten zwischen dem Neffen und Onkel halten sollte, „das Bewundernswürdige an von Aiguillon, ist seine Naivetät. Er ist ein Mann von Geist und offenherzig; er kennt den Hof, und ist gesittet wie ein junges Mädchen."

„Er liebt Sie auch!“ bemerkte Jean.

„Wie ein Lamm.“

„Ei, mein Gott!“ sagte Jean, „er ist mehr Ihr Sohn, als Herr von Fronsac.“

„Meiner Treue, ja..; meiner Treue, ja... Graf.“

Und Richelieu antwortete all das, indem er aufgeregt um seinen Lehnstuhl herumspazirte; er sann nach, und fand nicht.

„Ah! Gräfin,“ murmelte er, „Sie sollen es mir büßen!“

„Marschall,“ sagte Jean mit Feinheit, „wir Vier werden die berühmten Fasces des Alterthums verwirklichen, jene, welche man, wie Sie wissen, nicht brechen konnte.“

„Wir Vier, lieber Herr Jean? Wie verstehen Sie dieß?“

„Meine Schwester die Macht, von Aiguillon die Autorität, Sie den Rath, ich die Wachsamkeit.“

„Sehr gut! Sehr gut!“

„Und dann versuche man es einmal, meine Schwägerin anzugreifen! Ich fordere Alles und Alle dazu auf, es zu probiren.“

„Pardieu!“ versetzte Richelieu, in dessen Innerem es gährte.

„Man stelle jetzt Nebenbuhlerinnen entgegen!“ rief Jean aus, von seinen Plänen und triumphirenden Ideen entzückt.

„O!“ sagte Richelieu, indem er sich vor die Stirne schlug.

„Was denn, lieber Marschall? Was ficht Sie an?“

„Nichts; ich finde Ihren Allianzplan vortrefflich."

„Nicht wahr?"

„Und theile vollkommen Ihre Meinung."

„Bravo!"

„Wohnt Taverney bei seiner Tochter in Trianon?"

„Nein, er wohnt in Paris."

„Dieses Mädchen ist sehr schön, lieber Graf."

„Wäre sie schön, wie Cleopatra, oder wie ... meine Schwägerin, ich fürchte sie nicht mehr ... seitdem wir verbündet sind."

„Sie sagen, daß Taverney zu Paris wohnt, in der Straße Saint-Honoré, glaub' ich?"

„Ich sagte nicht: in der Straße Saint-Honoré; er wohnt in der Straße Coq-Héron. Haben Sie vielleicht eine Idee zur Züchtigung Taverney's?"

„Ich glaube: ja, Graf, ich glaube, daß ich eine Idee habe."

„Sie sind ein unvergleichlicher Mann; ich verlasse Sie, und verschwinde, um ein wenig zu erfahren, was man in der Stadt sagt."

„Adieu also, Graf ... Apropos, Sie haben mir vom neuen Ministerium nichts gesagt."

„O! Zugvögel: Terray, Bertin, ich weiß nicht, wer sonst noch ... Kurz, Vorläufer Aiguillon's, des eigentlichen vertagten Ministers."

„Der es vielleicht auf unbestimmte Zeit ist," dachte der Marschall, indem er Jean sein holdseligstes Lächeln, wie ein liebkosendes Lebewohl, spendete.

Jean entfernte sich, Raffé trat wieder ein. Er hatte Alles gehört, und wußte, wie er daran war; alle

seine Vermuthungen waren so eben in Erfüllung gegangen. Er sprach kein Wort mit seinem Gebieter, er kannte ihn allzu gut. Er rief sogar dem Kammerdiener nicht, er entkleidete ihn selbst, und brachte ihn in sein Bett, in welches der alte Marschall sich alsogleich vergrub, vom Fieberfroste geschüttelt, nachdem er eine von seinem Secretäre ihm gereichte Pille verschluckt hatte. Raffé schloß die Vorhänge, und ging fort. Das Vorzimmer war voll von bereits dienstfertig lauschenden Dienern. Raffé faßte den ersten Kammerdiener bei dem Arme.

„Pflegen Sie den Herrn Marschall gut," sagte er, „er leidet. Er hatte diesen Morgen einen lebhaften Zwist; er mußte dem Könige ungehorsam seyn . . ."

„Dem Könige ungehorsam seyn!" rief der Kammerdiener erschrocken aus.

„Ja, Seine Majestät sendeten Monseigneur ein Portefeuille; der Marschall wußte, daß dieß durch die Vermittlung der Dubarry geschah, und lehnte es ab. O! dieß ist herrlich, und die Pariser sind ihm einen Triumphbogen schuldig; aber der Schlag war hart, und unser Gebieter ist krank; pflegen Sie ihn gut!"

Nach diesen wenigen Worten, deren kreisförmige Tragweite Raffé zum voraus kannte, begab er sich wieder in sein Cabinet. Eine Viertelstunde später wußte ganz Versailles das edle Benehmen und den hochherzigen Patriotismus des Marschalls, der in einem tiefen Schlafe in den Armen der Popularität lag, die ihm sein Secretär so eben verschafft hatte.

## Neunzigstes Kapitel.

### Die Familientafel des Herrn Dauphin.

Am nämlichen Tage trat das Fräulein von Taverney um drei Uhr aus ihrem Zimmer, um sich zur Dauphine zu begeben, welche sich vor ihrer Mittagstafel vorlesen zu lassen pflegte. Der Abbé, erster Vorleser Ihrer Königlichen Hoheit, übte diese Verrichtungen nicht mehr aus. Er hielt sich an die hohe Politik seit gewissen diplomatischen Intriguen, bei denen er ein ziemlich schönes Talent als Gelegenheitsmacher entwickelt hatte. Das Fräulein von Taverney verließ also ihr Gemach ziemlich geschmückt, um sich auf ihren Posten zu verfügen. Sie hatte, wie alle Gäste in Trianon, mit den Schwierigkeiten eines etwas raschen Einziehens zu kämpfen. Sie hatte noch nichts geordnet, weder ihre Dienerschaft, noch die Einrichtung ihres kleinen Mobiliars, und war provisorisch von einer Kammerfrau der Frau von Noailles, dieser unlenksamen Ehrendame, welche die Dauphine Frau Etikette hieß, angekleidet worden. Andrée trug ein Kleid von blauer Seide mit langer und zusammengepreßter Taille, wie der Leib einer Wespe. Dieses Kleid öffnete und theilte sich vorne, um ein Unterkleid von Musselin mit drei Reihen von gestickten runden Falten sehen zu lassen; auf gleiche Weise gestickte kurze Aermel von festonnirtem und von der Schulter an in Absätzen gepufften Musselin, gesellten sich zu dem nach Bäuerinart gestickten Halstuche, welches den Busen des jungen Mädchens züchtig verhüllte. Fräulein Andrée hatte ihre

schönen Haare einfach mit einem blauen Bande von der Farbe ihres Kleides aufgebunden; diese Haare wogten von ihren Wangen auf ihren Hals und auf ihre Schultern in langen und üppigen Locken, und hoben weit besser, als die Federn, Reiherbüsche und Spitzen, welche man damals trug, die stolze und bescheidene Miene des schönen Mädchens mit dem matten und reinen Teint hervor, den niemals die Schminke befleckt hatte. Im Gehen steckte Andrée in ihre weißseidenen Handschuhe die zartesten und rundesten Finger, die man nur immer sehen konnte, während sich im Sande des Gartens die Spitze des hohen Absatzes ihrer Pantoffel von sanftblauem Atlasse ausprägte. Bei ihrer Ankunft im Pavillon von Trianon erfuhr sie, daß die Frau Dauphine mit ihrem Architekten und mit ihrem Gartenintendanten einen Spaziergang gemacht habe. Man hörte jedoch im oberen Stockwerke das Rad des Drehstuhles kreischen, auf welchem der Herr Dauphin ein Sicherheitsschloß zu einem Kästchen verfertigte, das er besonders lieb hatte.

Um zur Dauphine zu gelangen, durchschritt Andrée das Parterre, wo, ungeachtet der vorgeschrittenen Jahreszeit, bei Nacht sorgfältig zugedeckte Blumen ihr bleiches Haupt erhoben, um die flüchtigen Strahlen einer Sonne einzusaugen, die bleicher war, als sie. Und da bereits die Nacht herannahte, denn in dieser Jahreszeit kommt die Nacht um sechs Uhr, beschäftigten sich Gärtnergesellen damit, Glasglocken über die gegen die Kälte empfindlichsten Pflanzen jeder Rabatte zu stülpen. Bei der Wendung um eine Allee von grünen Bäumen, die, zu einem Hagebuchengange geschnitten und mit bengali-

schen Rosensträuchen gesäumt, in einen schönen Rasenplatz ausmündete, erblickte Andrée plötzlich einen von jenen Gärtnern, welcher, als er sie sah, an seinem Spaten sich erhob, und sie mit einer feineren und bewanderteren Artigkeit grüßte, als man sie bei dem Volke findet. Sie schaute um sich, und erkannte in diesem Arbeiter Gilbert, dessen Hände, trotz der Arbeit, noch weiß genug waren, um den Herrn von Taverney zur Verzweiflung zu bringen. Andrée erröthete wider ihren Willen; es dünkte ihr, daß die Anwesenheit Gilbert's an diesem Orte eine seltsame Gefälligkeit des Schicksals sey. Gilbert wiederholte seine Begrüßung, und Andrée erwiederte sie ihm, indem sie ihren Weg fortsetzte. Allein sie war ein allzu loyales und allzu muthiges Wesen, um einer Regung des Gemüthes zu widerstehen, und eine Frage ihres beunruhigten Geistes unbeantwortet zu lassen. Sie kehrte zurück, und Gilbert, der bereits erblaßt war, und ihr mit finsterem Blicke nachschaute, kehrte plötzlich zum Leben zurück, und machte einen Sprung, um sich ihr zu nähern.

„Sie hier, Herr Gilbert?“ fragte Andrée kalt.

„Ja, mein Fräulein.“

„Durch welchen Zufall?“

„Mein Fräulein, man muß ja leben, und ehrlich leben.“

„Wissen Sie, daß Sie Glück haben?“

„O! viel, mein Fräulein,“ antwortete Gilbert.

„Was beliebt?“

„Ich sage, mein Fräulein, daß ich, wie Sie äußern, viel Glück habe.“

„Wer hat Sie hierher gebracht?"

„Herr von Jussieu, ein Gönner von mir."

„Ah!" versetzte Andrée erstaunt, „Sie kennen Herrn von Jussieu?"

„Er war der Freund meines ersten Gönners, meines Gebieters, des Herrn Rousseau."

„Guten Muth, Herr Gilbert," sagte Andrée, indem sie sich fortzugehen anschickte.

„Sie befinden sich besser, mein Fräulein?" fragte Gilbert mit einer so zitternden Stimme, daß man wohl errieth, sie sey angegriffen worden, indem sie aus seinem Herzen kam, von dem sie jede Bebung darstellte.

„Besser? Wie so?" fragte Andrée kalt.

„Ich meine ... den Unfall?"

„Ah! ja...; ich danke, Herr Gilbert, ich befinde mich besser, es hieß nichts."

„O! Sie waren nahe daran, das Leben zu verlieren," entgegnete Gilbert in höchster Gemüthsaufregung, „die Gefahr war schrecklich."

In diesem Momente dachte Andrée, daß es wohl an der Zeit wäre, dieses Gespräch mit einem Arbeiter mitten im königlichen Parke abzubrechen.

„Guten Morgen, Herr Gilbert," sagte sie.

„Mein Fräulein, wollen Sie nicht eine Rose annehmen?" fragte Gilbert, bebend und schweißbedeckt.

„Mein Herr," erwiederte Andrée, „Sie bieten mir etwas an, was nicht Ihnen gehört."

Gilbert, ... überrascht, niedergedonnert, antwortete nichts. Er senkte den Kopf, und als ihn Andrée mit einer gewissen Freude anschaute, ihre Ueberlegenheit be-

thätiget zu haben, erhob sich Gilbert, riß einen ganzen blühenden Zweig vom schönsten Rosenstrauche ab, und entblätterte die Rosen desselben mit einer Kaltblütigkeit und einer Würde, die auf das junge Mädchen Eindruck machten. Sie war zu gerecht und zu gut, um nicht einzusehen, daß sie so eben einen Geringeren, den sie auf frischer That der Artigkeit erwischte, ohne Grund verletzt hatte. Daher setzte sie, wie alle stolzen Leute, die sich eines Unrechtes schuldig fühlen, ihren Spaziergang fort, ohne ein Wort beizufügen, während vielleicht die Entschuldigung oder Genugthuung auf ihren Lippen schwebte. Auch Gilbert fügte kein Wort bei; er warf den Zweig mit den Rosen weg, und faßte seinen Spaten wieder; aber sein Naturell verband den Stolz mit der List; er bückte sich zwar, um zu arbeiten, aber auch um Andrée sich entfernen zu sehen, die bei der Wendung um eine Allee sich nicht enthalten konnte, umzuschauen. Sie war ein Weib. Gilbert begnügte sich mit dieser Schwäche, um zu denken, daß er in diesem neuen Kampfe so eben den Sieg davon getragen habe.

„Sie ist minder stark, als ich," sagte er bei sich, „und ich werde sie beherrschen. Auf ihre Schönheit stolz, auf ihren Namen, auf ihr zunehmendes Glück, wegwerfend gegen meine Liebe, die sie vielleicht erräth, ist sie nur um so wünschenswerther für den armen Arbeiter, welcher zittert, wenn er sie anschaut. O! dieses Zittern, diesen eines Mannes unwürdigen Schauder, o! das feige Benehmen, zu dem sie mich zwingt, wird sie mir einst büßen! Doch für heute hab' ich genug

gethan," fügte er bei, „ich habe den Feind besiegt . . . Ich, der ich hätte schwächer seyn sollen, weil ich liebe, bin zehnmal stärker gewesen . . ."

Er wiederholte noch diese Worte mit einer wilden Freude und eine convulsivische Hand auf seine Stirne legend, aus welcher er seine schönen schwarzen Haare strich; kräftig stieß er seinen Spaten in die Rabatte, sprang wie ein Reh quer durch die Hecke von Cypressen und Eibenbäumen, schritt leicht wie der Wind durch eine Anlage von Pflanzen unter Glocken, von denen er nicht eine einzige streifte, trotz der wüthenden Schnelligkeit seines Laufes, und postirte sich an das äusserste Ende der von ihm so eben beschriebenen Schräglinie, um den Weg zu umgehen, auf welchem Andrée kreisförmig wandelte. Wirklich sah er sie dort wieder gehen, sinnend und fast gedemüthigt, ihre schönen Augen gesenkt, ihre feuchte und schlaffe Hand sachte wiegend auf ihrem rauschenden Kleide; er hörte sie, hinter der dichten Hagebuchenhecke verborgen, wie mit sich selbst sprechend zweimal seufzen. Endlich ging sie so nahe an den Bäumen vorüber, daß Gilbert, den Arm ausstreckend, jenen der Andrée hätte streifen können, was zu thun ein wahnsinniges, schwindeliges Fieber ihm rieth. Aber er runzelte die Stirne mit einer Regung des Willens, gleich jener des Hasses, legte eine geballte Faust auf sein Herz, und sagte bei sich: „Wieder feige!" Dann fügte er ganz laut bei: „Das macht, weil sie so schön ist!"

Gilbert hätte vielleicht seine Betrachtung geraume Zeit fortgesetzt, denn die Allee war lange, und der

Gang der Andrée sehr langsam und sehr abgemessen; allein diese Allee hatte Nebenalleen, aus denen ein lästiger Mensch hervorkommen konnte, und der Zufall behandelte Gilbert so hart, daß wirklich ein lästiger Mensch aus der ersten Seitenallee links hervorkam, das heißt: fast der Gruppe von grünen Bäumen gegenüber, wo Gilbert sich verborgen hielt.

Dieser Ungelegene machte methodische und abgemessene Schritte; er trug den Kopf hoch, hielt seinen Hut unter dem rechten Arme, und die linke Hand auf dem Degen. Er trug ein Sammetkleid unter einem Zobelpelze, und streckte im Gehen sein schönes Bein und seine hohe Fußbiege wie ein Mann von hohem Stande. Dieser Seigneur erblickte, immer vorwärts gehend, Andrée, und die Haltung des jungen Mädchens schien ihm ohne Zweifel angenehm, denn er verdoppelte die Schritte, schräg abschneidend, um so bald als möglich auf die Linie zu kommen, welche Andrée einhielt, und sie zu kreuzen. Bei dem Anblicke dieser Person stieß Gilbert unwillkürlich einen leisen Schrei aus, und entfloh, wie eine aufgescheuchte Amsel unter die Sumachgesträuche. Das Manöver des lästigen Menschen gelang; er war ohne Zweifel darin geübt, und, bevor drei Minuten vergingen, der Andrée voraus, welcher er, drei Minuten früher, in einer ziemlich großen Entfernung folgte. Als Andrée diese Schritte auf ihrem Wege hörte, zog sie sich ein wenig seitwärts, um den Mann vorbeigehen zu lassen; als er vorbei war, schaute sie auf ihn hin. Der Seigneur schaute ebenfalls, und sehr aufmerksam; er blieb sogar stehen, um besser zu

sehen, kehrte sich um, nachdem er gesehen hatte, und fragte mit einer ganz liebenswürdigen Stimme: „Ah! mein Fräulein, wohin eilen Sie so schnell, ich bitte Sie?"

Bei dem Klange dieser Stimme hob Andrée den Kopf empor, und sah etwa dreißig Schritte hinter sich zwei Gardeoffiziere, welche langsam gingen; sie erblickte unter dem Zobelpelze desjenigen, der sie anredete, das blaue Ordensband, und sagte, ganz blaß, ganz erschrocken über diese unerwartete Begegnung und diese huldvolle Unterbrechung, indem sie sich sehr tief verneigte: „Der König!"

„Mein Fräulein..." versetzte Ludwig XV., indem er sich näherte, „verzeihen Sie, ich habe so schlechte Augen, daß ich genöthiget bin, Sie um Ihren Namen zu bitten."

„Fräulein von Taverney," murmelte das junge Mädchen, so bestürzt, so zitternd, daß sie sich kaum verständlich machte.

„Ah! ja, ja! Sie machen einen glücklichen Gang in Trianon, mein Fräulein," sagte der König.

„Ich will mich zu Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Dauphine begeben, die mich erwartet," erwiederte Andrée immer zitternder.

„Mein Fräulein, ich werde Sie zu ihr führen," entgegnete Ludwig XV., „denn ich will, als Gutsnachbar, meiner Tochter einen Besuch machen; belieben Sie meinen Arm zu nehmen, weil wir den nämlichen Weg gehen."

Andrée fühlte eine Art von Wolke vor ihren Augen vorübergleiten, und in wirbelnden Fluthen mit ihrem

Blute bis in ihr Herz hinuntersinken. In der That, eine solche Ehre für das arme Mädchen, der Arm des Königs, dieses souverainen Seigneur von Allen, eine so unerwartete, so unglaubliche Ehre, eine Gunst, welche den Neid eines ganzen Hofes erregt hätte, schien ihr eine Art von Traum. Daher machte sie eine so tiefe und so gewissenhaft schüchterne Verneigung, daß der König sich für verbunden hielt, sie wieder zu grüßen. Wenn Ludwig XV. sich Ludwigs XIV. erinnern wollte, so geschah es immer in Gegenständen des Ceremoniellen und der Artigkeit. Uebrigens reichten diese Höflichkeitstraditionen weiter hinauf; sie rührten von Heinrich IV. her. Er reichte also seine Hand Andrée; diese legte ihre glühenden Fingerspitzen auf den Handschuh des Königs, und Beide gingen nach dem Pavillon fort, wo der König, wie man ihm gesagt hatte, die Dauphine mit ihrem Architecten und ihrem Gartenintendanten finden würde.

Wir können versichern, daß Ludwig XV., der jedoch nicht gar gerne ging, den längsten Weg einschlug, um Andrée nach Klein-Trianon zu geleiten. So viel ist richtig, daß die beiden hinten nachfolgenden Offiziere den Irrthum Seiner Majestät gewahrten, und sich darüber beklagten, denn sie waren leicht gekleidet, und das Wetter kühl. Sie kamen spät an, weil sie die Dauphine nicht auf dem Punkte fanden, wo man sie zu finden hoffte; Marie Antoinette war so eben fortgegangen, um den Dauphin nicht warten zu lassen, der gerne zwischen sechs und sieben Uhr soupirte. Ihre Königliche Hoheit kam also zur bestimmten Stunde an, und da der sehr

pünktliche Dauphin bereits auf der Schwelle des Salons stand, um schneller im Speisesaale zu seyn, wenn der Haushofmeister erscheinen würde, warf die Dauphine ihren Mantel einer Kammerfrau zu, nahm fröhlich den Arm des Dauphin, und zog ihn in den Speisesaal fort. Das Gedeck war für die beiden erlauchten Amphytrionen in Bereitschaft. Jedes von ihnen saß mitten an der Tafel, wodurch das obere Ende frei blieb, welches man, seit gewissen Ueberraschungen des Königs, niemals besetzte, selbst nicht bei einer gästevollen Tafel. An diesem oberen Ende nahm das Gedeck des Königs mit seinem Besteckfutterale einen beträchtlichen Platz ein, aber der Haushofmeister, welcher auf diesen Gast nicht zählte, verrichtete seinen Dienst auf dieser Seite. Hinter dem Stuhle der Dauphine, mit dem nöthigen Raume, daß die Lakeien hin und her gehen konnten, saß Frau von Noailles, steif, und sie hatte doch Alles ausgekramt, was man gelegentlich einer Abendtafel Liebenswürdiges im Gesichte haben soll. Neben der Frau von Noailles befanden sich die übrigen Damen, denen ihre Stellung am Hofe das Recht verlieh oder die Gunst gewährte, bei der Abendtafel Ihrer Königlichen Hoheiten gegenwärtig zu seyn. Dreimal wöchentlich soupirte Frau von Noailles an der nämlichen Tafel mit dem Herrn Dauphin und der Frau Dauphine. Sie hätte sich aber wohl gehütet, an den Tagen, an denen sie nicht soupirte, bei der Abendtafel anwesend zu seyn; dieß war zudem ein Mittel, gegen die Ausschließung an vier Tagen unter sieben Tagen zu protestiren. Der Herzogin von Noailles, von der Dauphine die Frau

Etikette genannt, gegenüber, saß auf einem ungefähr gleichen Stufensitze der Herr Herzog von Richelieu. Auch er war ein genauer Beobachter des Schicklichen, nur blieb seine Etikette allen Augen unsichtbar, da sie immer unter der vollendetsten Eleganz, und bisweilen unter der feinsten Spöttelei versteckt lag. Diese Antithese zwischen dem ersten Kammerherrn und der ersten Ehrendame Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Dauphine, bewirkte, daß das Gespräch, welches die Herzogin von Noailles unabläßig fallen ließ, von Herrn von Richelieu unabläßig wieder aufgenommen wurde. Der Marschall war an alle Höfe von Europa gereiset, und hatte an jedem derselben jenen Ton von Eleganz angenommen, der sich für seine Natur am besten eignete, so daß er, in Takt und Schicklichkeit bewunderungswürdig, alle Anecdoten wußte, die man an der Tafel der jungen Prinzessinnen und am Familientische der Madame Dubarry erzählen konnte. Er bemerkte an diesem Abende, daß die Dauphine mit Appetit speisete, und daß der Dauphin verschlang. Er vermuthete, daß sie ihm bei einem Gespräche nicht Stand halten würden, und daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als der Frau von Noailles eine Stunde anticipirten Fegefeuers zu bereiten. Er begann von Philosophie und Theater zu sprechen, ein doppelter Gesprächsstoff, gegen welchen die ehrwürdige Dame eine doppelte Antipathie fühlte. Er erzählte also den Stoff eines von den jüngsten philantropischen wunderlichen Einfällen des Philosophen von Fernay, ein Name, welchen man bereits dem Verfasser der Henriade gab, wechselte, wenn er die Herzogin erschöpft sah, den Text,

und schilderte die unendliche Mühe, die es ihm in seiner Eigenschaft als Kammerherr koste, um die gewöhnlichen Schauspielerinnen des Königs zum Spielen zu bringen, sey's nun mehr oder weniger gut. Die Dauphine liebte die Künste, und vorzüglich das Theater; sie hatte der Mademoiselle Raucourt ein vollständiges Costüm der Clytemnestra gesendet; sie hörte also Herrn von Richelieu nicht bloß mit Nachsicht, sondern auch mit Vergnügen an. Dann sah man die arme Ehrendame, der Etikette zum Trotze, sich auf ihrem Stufensitze hin und her bewegen, sich laut die Nase putzen, und ihr ehrwürdiges Haupt schütteln, ohne an die Puderwolke zu denken, die bei jeder ihrer Bewegungen ihre Stirne umstob, wie bei jedem Windstosse eine Schneewolke die Zinne des Mont-Blanc einhüllt. Allein damit war es nicht abgethan, die Frau Dauphine zu ergötzen; er mußte auch dem Herrn Dauphin gefallen. Richelieu ließ also die Theaterangelegenheit fahren, für welche der Erbe der Krone Frankreichs niemals eine große Sympathie gehegt hatte, um von socialer Philosophie zu sprechen. Ihn beseelte, hinsichtlich der Engländer, die ganze Glut, welche Rousseau wie ein belebendes Fluidum auf die Person des Eduard Bomston gießt. Nun aber verabscheute Frau von Noailles die Engländer eben so sehr, als die Philosophen. Eine neue Idee war für sie eine Anstrengung, und eine Anstrengung störte die Oekonomie ihrer ganzen Person. Frau von Noailles, die sich geschaffen fühlte, um zu erhalten, heulte bei neuen Ideen, wie die Hunde bei dem Anblicke von Masken.

Richelieu hatte bei dem Spiele dieses Spieles einen doppelten Zweck: er quälte die Frau Etikette, was der Frau Dauphine sichtbar Vergnügen gewährte, und fand hier und da einige tugendhafte Kernsprüche, einige mathemathische Axiome, die der Herr Dauphin heiter aufnahm, da er ein prinzlicher Liebhaber abstracter Dinge war. Er spielte also den Hofmann vortrefflich, indem er sich aufmerksam nach Jemanden umschaute, den er da zu sehen erwartete, und nicht traf, als ein am Fuße der Treppe ausgestossener Schrei in das sonore Gewölbe emportönte, zunächst von zwei andern auf dem Treppenabsatze stufenweise aufgestellten Stimmen wiederholt, dann auf der Treppe selbst: „Der König!"

Bei diesem magischen Worte erhob sich Frau von Noailles, wie durch eine Stahlfeder von ihrem Stufensitze emporgeschnellt. Richelieu stand langsam auf, nach gewohnter Weise, der Dauphin wischte hastig mit der Serviette seinen Mund ab, und blieb vor seinem Platze stehen, das Gesicht gegen die Thüre gewendet. Die Frau Dauphine ging zur Treppe, um schneller zum Könige zu kommen, und ihm die Honneurs ihres Hauses zu machen.

---

## Einundneunzigstes Kapitel.

### Die Hagre der Königin.

Der König hielt das Fräulein von Taverney noch bei der Hand, als er bei dem Treppenabsatze ankam, und jetzt erst begrüßte er sie so höflich, so lange, daß Richelieu Zeit fand, die Begrüßung zu sehen, die Anmuth derselben zu bewundern, und sich zu fragen, welcher glücklichen Sterblichen sie gegolten habe. Er blieb nicht lange ohne Aufschluß. Ludwig XV. nahm den Arm der Dauphine, die Alles gesehen, und Andrée bereits erkannt hatte.

„Meine Tochter," sagte er, „ich komme ohne Umstände, und bitte Sie um ein Abendessen. Ich ging durch den ganzen Park, und da ich unter Weges das Fräulein von Taverney traf, so bat ich sie, mir Gesellschaft zu leisten."

„Das Fräulein von Taverney!" murmelte Richelieu, von diesem unvermutheten Schlage fast betäubt . . . „Meiner Treue, ich habe allzuviel Glück!"

„Ich werde das Fräulein, welches sich verspätete, nicht nur nicht auszanken," antwortete die Dauphine anmuthig, „sondern ihr auch dafür danken, daß sie uns Eure Majestät gebracht hat."

Andrée, roth wie eine von jenen schönen Kirschen, die den Tafelaufsatz mitten unter Blumen schmückten, verneigte sich, ohne zu antworten.

„Teufel! Teufel! sie ist wirklich schön," dachte sich

Richelieu, „und jener alte Schlingel von Taverney sagte mehr nicht von ihr, als sie verdiente."

Der König saß bereits an der Tafel, nachdem er vom Herrn Dauphin war begrüßt worden. Wie sein Ahn mit einem tüchtigen Appetite begabt, ließ sich der Monarch das improvisirte Mahl schmecken, welches ihm der Haushofmeister wie durch Zauber auftischte. Dennoch schien der König, während er aß, den Rücken nach der Thüre gewendet, etwas, oder vielmehr Jemand, zu suchen. In der That war das Fräulein von Taverney, die sich noch keines Vorzuges erfreute, da ihre Stellung bei der Frau Dauphine noch nicht festgesetzt war, nicht in den Speisesaal getreten, und nach ihrer tiefen Verneigung in Erwiederung der königlichen Begrüßung, in das Gemach der Frau Dauphine gegangen, welche sie, nachdem sie sich zu Bette gelegt, bereits zwei- oder dreimal hatte vorlesen lassen. Die Frau Dauphine merkte, daß der König sich nach seiner schönen Weggefährtin umschaute.

„Herr von Coigny," sagte sie zu einem jungen Gardeoffiziere, der hinter dem Könige stand, „lassen Sie doch, mit Erlaubniß der Frau von Noailles, das Fräulein von Taverney eintreten, ich bitte Sie; wir wollen diesen Abend die Etikette bei Seite lassen."

Herr von Coigny entfernte sich, und führte einen Augenblick nachher Andrée ein, die da sie diese Reihenfolge ungewohnter Gunstbezeigungen nicht begriff, ganz zitternd eintrat.

„Setzen Sie sich da hin, Fräulein," sagte die Dauphine, „neben die Frau Herzogin."

Andrée stieg schüchtern zum Stufensitze hinauf; sie war so verwirrt, daß sie die Kühnheit hatte, nur einen Fuß weit von der Ehrendame Platz zu nehmen. Daher erhielt sie einen so niederschmetternden Blick, daß das arme Kind, wie mit einer stark geladenen Leydnerflasche in Berührung gebracht, wenigstens vier Fuß weit zurück fuhr. Der König Ludwig XV. schaute sie an, und lächelte.

„Ah!“ sagte der Herzog von Richelieu bei sich, „es lohnt sich ja fast nicht der Mühe, daß ich mich darein mische, denn es geht ja Alles von selbst.“

Der König kehrte sich jetzt um, und erblickte den Marschall, der ganz vorbereitet war, diesen Blick auszuhalten.

„Guten Tag, Herr Herzog,“ sagte Ludwig XV.; „kommen Sie mit der Frau Herzogin von Noailles gut aus?“

„Sire,“ antwortete der Marschall, „die Frau Herzogin erweiset mir noch immer die Ehre, mich wie einen Unbesonnenen hart zu behandeln.“

„Sind auch Sie auf der Straße nach Chanteloup gewesen, Herzog?“

„Meiner Treue, nein, Sire; ich bin allzu glücklich durch die Güte Eurer Majestät für mein Haus, um dieß zu thun.“

Der König war auf diesen Stich nicht gefaßt; er schickte sich an, zu scherzen, man kam ihm entgegen.

„Was hab' ich denn gethan, Herzog?“

„Sire, Eure Majestät haben das Commando Ihrer leichten Reiter dem Herrn Herzoge von Aiguillon gegeben.“

„Ja, dieß ist wahr, Herzog.“

„Und dazu bedurfte es der ganzen Energie, der ganzen Geschicklichkeit Eurer Majestät; es ist beinahe ein Staatsstreich.“

Das Mahl ging zu Ende; der König wartete einen Moment, und hob die Tafel auf. Das Gespräch hätte ihn in Verlegenheit setzen können; aber Richelieu war entschlossen, seine Beute nicht fahren zu lassen. Als daher der König mit Frau von Noailles, der Dauphine und dem Fräulein von Taverney zu sprechen begann, manövrirte Richelieu so geschickt, daß er mitten in einem Gespräche war, das er nach seinem Belieben geleitet hatte.

„Sire,“ sagte er, „Eure Majestät wissen, daß die Erfolge kühn machen.“

„Wollen Sie uns damit sagen, daß Sie kühn sind, Herzog?“

„Ich sage es, um Eure Majestät um eine neue Gnade nach jener zu bitten, welche der König mir zu erweisen geruhte; einer von meinen guten Freunden, ein alter Diener Eurer Majestät, hat einen Sohn, der bei den Gendarmen dient. Der junge Mann ist verdienstvoll, aber arm. Er hat von einer erlauchten Prinzessin ein Capitainspatent erhalten, aber die Compagnie fehlt ihm.“

„Die Prinzessin ist meine Tochter?“ fragte der König, indem er sich zur Dauphine wendete.

„Ja, Sire,“ versetzte Richelieu, „und der Vater dieses jungen Mannes heißt Baron von Taverney.“

„Mein Vater!...“ rief Andrée unwillkürlich aus,

Philipp! ... Sie bitten um eine Compagnie für Philipp, Herr Herzog?"

Dann that Andrée, die sich dieses Vergessens der Etikette schämte, einen Schritt rückwärts, erröthend und die Hände faltend. Der König wendete sich um, die Röthe, die Gemüthsbewegung des schönen Kindes zu bewundern; er kehrte zu Richelieu mit einem Blicke des Wohlwollens zurück, der dem Höflinge die Ueberzeugung verschaffte, wie angenehm seine Bitte wegen der Gelegenheit war, die sie bot.

„Dieser junge Mann ist in der That charmant," bemerkte die Dauphine, „und ich hatte mich verbindlich gemacht, sein Glück zu begründen; wie unglücklich die Fürsten sind! Wenn ihnen Gott den guten Willen giebt, entzieht er ihnen das Gedächtniß oder die Ueberlegung; hätte ich nicht denken sollen, daß dieser junge Mann arm sey, daß es nicht genüge, ihm die Epaulette zu geben, und daß ich ihm auch die Compagnie geben müsse?"

„Ei, Madame, wie hätten es Eure Hoheit wissen sollen?"

„O! ich wußte es," erwiederte die Dauphine lebhaft mit einer Geberde, welche Andrée an das so kümmerliche, so bescheidene Haus erinnerte, in welchem sie doch in ihrer Kindheit so glücklich lebte; „ja, ich wußte es, und glaubte Alles gethan zu haben, indem ich dem Herrn Philipp von Taverney einen Grad gab ... Er heißt Philipp, nicht wahr, Fräulein?"

„Ja, Madame."

Der König schaute alle diese so edlen, so offenen

Physiognomien an; dann heftete er seine Blicke auf jene Richelieu's, welche ebenfalls ein Wiederstrahl von Großmuth erhellte, den er ohne Zweifel von seiner erlauchten Nachbarin borgte.

„Ah! Herzog," sagte er leise, „ich werde mich mit Luciennes entzweien."

Dann rasch zu Andrée: „Sagen Sie, daß Ihnen dieß Vergnügen machen wird, mein Fräulein," fügte er bei.

„Ah! Sire," versetzte Andrée, die Hände faltend, „ich bitte Sie inständig darum."

„Bewilliget also," sagte Ludwig XV.; „Sie werden eine gute Compagnie für diesen armen jungen Mann wählen, Herzog, und ich werde die Kosten dafür bestreiten, wenn sie nicht bereits ganz bezahlt und ganz erledigt ist."

Diese edle Handlung erfreute alle Anwesenden; sie lohnte dem Könige mit einem himmlischen Lächeln Andrée's, und Richelieu mit einem Danke aus jenem schönen Munde, von dem er in seiner Jugend, ehrgeizig und habsüchtig, wie er war, mehr noch verlangt hätte. Einige Besuche kamen nacheinander, unter ihnen der Cardinal von Rohan, der, seit dem Einziehen der Dauphine in Trianon, fleißig den Hof machte. Aber der König begegnete den ganzen Abend hindurch nur Richelieu mit allen Rücksichten und mit wohlwollenden Worten. Er ließ sich sogar von ihm begleiten, als er von der Dauphine Abschied genommen hatte, um in

sein Trianon zurückzukehren. Der alte Marschall folgte dem Könige mit Bebungen der Freude. Während Seine Majestät mit dem Herzoge und seinen beiden Offizieren die düsteren Alleen wieder erreichte, die in den Palast ausmündeten, war Andrée von der Dauphine entlassen worden.

„Sie müssen diese gute Neuigkeit nach Paris schreiben," hatte die Prinzessin gesagt, „Sie können sich entfernen, Fräulein."

Unter dem Vortritte eines Lakeien, der eine Laterne trug, durchschritt das junge Mädchen den freien Platz von hundert Schritten, welcher Trianon von den Wohngebäuden der Dienerschaft trennte. Vor ihr sprang auch von Gesträuch zu Gesträuch im Laubwerke ein Schatten, welcher jeder Bewegung des jungen Mädchens mit funkelnden Augen folgte: dieß war Gilbert. Als Andrée bei der Freitreppe angekommen war, und über die steinernen Stufen hinaufzusteigen begann, kehrte der Lakei in die Vorzimmer von Trianon zurück. Nun gelangte Gilbert, der ebenfalls in den Vorplatz schlüpfte, zu den Höfen der Ställe, und kletterte über eine kleine, leitersteile Treppe, in sein Dachstübchen, das in einer Ecke der Gebäude, den Fenstern von Andrées Zimmer gegenüber lag. Von da aus sah er Andrée einer Kammerfrau der Frau von Noailles rufen, die ein Zimmer im nämlichen Corridore bewohnte. Aber als diese Zofe in Andrée's Zimmer trat, fielen die Vorhänge des Fensters herab, wie ein undurchdringlicher Schleier zwischen den glühenden Wünschen des Jünglings, und dem Gegenstande dieser Gedanken.

Im Palais blieb nur noch Herr von Rohan, seine Galanterie bei der Frau Dauphine verdoppelnd, die ihn ziemlich kalt behandelte. Der Prälat fürchtete zuletzt indiscret zu werden, um so mehr, als er bereits den Dauphin sich hatte entfernen sehen. Er nahm also von Ihrer Königlichen Hoheit mit den Zeichen der tiefesten und zärtlichsten Ehrerbietung Abschied. In dem Momente, da er in den Wagen stieg, näherte sich ihm eine Zofe der Dauphine, und stieg fast in seinen Wagen.

„Hier ist's," sagte sie.

Und sie drückte ihm ein kleines seidenzartes Papier in die Hand, dessen Berührung den Cardinal durchschauderte.

„Da," versetzte er rasch, indem er dieser Zofe eine schwere Börse einhändigte, welche selbst leer ein anständiger Lohn gewesen wäre. Ohne Zeit zu verlieren, befahl der Cardinal dem Kutscher, nach Paris zu fahren, und an der Barrière neue Befehle einzuholen. Den ganzen Weg über, in der Dunkelheit des Wagens, betastete und küßte er, wie ein wonnetrunkener Liebhaber, den Inhalt dieses Papiers. Bei der Barrière angekommen, sagte er: „Straße Saint-Claude."

Bald nachher schritt er durch den geheimnißvollen Hof, und fand jenen kleinen Salon wieder, worin Fritz sich aufhielt, der Einführer mit den schweigsamen Manieren. Balsamo ließ eine Viertelstunde lang auf sich warten. Endlich erschien er, und entschuldigte sein Verspäten mit der vorgerückten Zeit, die ihn zu glauben

berechtigte, daß er keinen Besuch mehr erhalten würde. Es war wirklich nahezu eilf Uhr Nachts.

„Es ist wahr, Herr Graf," sagte der Cardinal, „und ich bitte Sie wegen dieser Störung um Vergebung. Sie erinnern sich aber, mir eines Tages gesagt zu haben, daß, um hinter gewisse Geheimnisse zu kommen ..."

„... Ich die Haare jener Person nöthig hätte, von der wir damals sprachen," unterbrach ihn Balsamo, der bereits das kleine Papier in den Händen des naiven Prälaten gesehen hatte.

„So ist's, Herr Baron."

„Und Sie bringen mir diese Haare, Monseigneur; sehr wohl."

„Hier sind sie."

„Glauben Sie, daß es möglich seyn wird, sie nach dem Versuche wieder zu bekommen?"

„Wenn kein Feuer nöthig gewesen ist ... in welchem Falle ..."

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel," sagte der Cardinal; „aber dann werde ich mir andere verschaffen können. Kann ich eine Lösung bekommen?"

„Heute?"

„Ich bin ungeduldig, wie Sie wissen."

„Ich muß zuerst einen Versuch machen, Monseigneur."

Balsamo nahm die Haare, und ging eilig zu Lorenza hinauf. „Ich will also," sagte er unter Weges zu sich, „das Geheimniß dieser Monarchie erfahren; ich will also den verborgenen Rathschluß Gottes erfahren."

Und von der andern Seite der Wand, selbst bevor er die geheimnißvolle Thüre geöffnet hatte, schläferte er Lorenza ein. Die junge Frau empfing ihn daher mit einer zärtlichen Umarmung. Balsamo machte sich mit Mühe aus ihren Armen los. Es wäre schwer gewesen, zu sagen, was dem armen Barone schmerzlicher fiel, die Vorwürfe der schönen Italienerin, wenn sie erwacht war, oder ihre Liebkosungen, wenn sie schlief. Endlich war es ihm gelungen, die Kette zu lösen, welche die beiden schönen Arme der jungen Frau um seinen Hals geschlungen hatten.

„Meine geliebte Lorenza," fragte er, indem er ihr das Papier in die Hand gab, „kannst Du mir sagen, wem diese Haare gehören?"

Lorenza nahm sie, und legte sie auf ihre Brust, dann an ihre Stirne; obwohl ihre beiden Augen offen waren, so sah sie doch während ihres Schlafes nur durch die Brust und die Stirne. „O!" sagte sie, „sie sind einem erlauchten Haupte entwendet worden."

„Nicht wahr?... Einem glücklichen Haupte, sag' an?"

„Sie kann es werden..."

„Forsche gut nach, Lorenza."

„Ja, sie kann es werden, es breitet sich noch kein Schatten über ihr Leben hin."

„Sie ist jedoch vermählt?"

„O!" sagte Lorenza mit einem sanften Lächeln.

„Wohlan! was will meine Lorenza damit sagen?"

„Sie ist vermählt, lieber Balsamo," fügte die junge Frau hinzu, „und doch..."

„Und doch . . .“

„Und doch . . .“

Lorenza lächelte wieder.

„Auch ich bin vermählt,“ sagte sie.

„Ohne Zweifel.“

„Und doch . . .“

Balsamo schaute Lorenza mit großem Erstaunen an; ungeachtet des Schlafes der jungen Frau überzieht eine schamhafte Röthe ihr Gesicht.

„Und doch?“ wiederholte Balsamo; „vollende!“

Sie schlang von Neuem ihre Arme um den Hals ihres Geliebten, verbarg ihren Kopf in seinem Busen, und sagte: „Und doch bin ich Jungfrau.“

„Und jene Frau, jene Prinzessin, jene Königin,“ rief Balsamo aus, „obgleich sie vermählt ist . . .“

„Jene Frau, jene Prinzessin, jene Königin,“ wiederholte Lorenza, „ist eben so rein, ist eben so wohl eine Jungfrau, wie ich, sogar reiner, jungfräulicher, denn sie liebt nicht, wie ich.“

„O! verhängnißvolles Mißgeschick!“ murmelte Balsamo. „Ich danke, Lorenza, ich weiß Alles, was ich wissen wollte.“

Er küßte sie, steckte die Haare sorgfältig in seine Tasche, schnitt eine kleine Locke von Lorenza's schwarzen Haaren ab, verbrannte sie am Kerzenlichte, und that die Asche in das Papier, in welchem die Haare der Dauphine lagen.

Dann ging er wieder hinab, und weckte während des Gehens die junge Frau auf.

Der Prälat, von Ungeduld verzehrt, wartete, zweifelte.

„Wohlan, Herr Graf?" sagte er.

„Wohlan, Monseigneur."

„Das Orakel?"

„Das Orakel sagte, daß Sie hoffen können."

„Dieß sagte es?" rief der Prinz entzückt aus.

„Wenigstens schließen Sie daraus, was Ihnen beliebt, Monseigneur; das Orakel sagte, daß diese Frau ihren Mann nicht liebe."

„O!" versetzte Herr von Rohan mit überschwänglicher Freude.

„Die Haare mußte ich verbrennen," bemerkte Balsamo, „um die Offenbarung durch die Essenz zu erhalten; hier gebe ich Ihnen die Asche davon gewissenhaft zurück, die ich sammelte, wie wenn jedes Theilchen eine Million werth wäre."

„Ich danke, mein Herr, ich danke, ich werde meine Schuld gegen Sie niemals tilgen können."

„Sprechen wir nicht davon, Monseigneur;" sagte er; „doch eine einzige Anempfehlung: verschlucken Sie die Asche nicht in Wein, wie es einige Verliebte machen; dieß ist eine so gefährliche Sympathie, daß Ihre Liebe unheilbar, das Herz der Geliebten aber alle Neigung verlieren würde."

„Ah! ich werde mich hüten," entgegnete der Prälat fast erschrocken. „Adieu, Herr Graf, adieu!"

Zwanzig Minuten später kreuzte der Wagen Seiner Eminenz an der Ecke der Straße des Petits-Champs

den Wagen des Herrn von Richelieu, den er beinahe in eine von den äusserst großen, zum Baue eines Hauses gemachten Gruben gestürzt hätte.

Die beiden Seigneurs erkannten sich.

„Ei, Prinz!" sagte Richelieu mit einem Lächeln.

„Ei, Herzog!" versetzte Herr Louis von Rohan mit einem Finger auf seinem Munde.

Und sie fuhren in entgegengesetzter Richtung von dannen.

(Ende des neunten Theiles.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Memoiren eines Arztes

Bd.: 9

Augsburg (1848)

P.o.gall. 664 w-7/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090620-3